

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Teilnachlaß Joseph von Laßberg - Ergänzungen

Joseph Freiherr von Laßberg rettet die alte Meersburg. Zur Erinnerung an die 100. Wiederkehr seines Todestages am 15. März 1955 [Kastner; S. 1-10] (Drucktitel) - Joseph Freiherr von Laßberg. Zum 100. Todestag des großen Germanisten, Sammlers und Mäzens am 15. März 1955 [Kastner; Ausschnitt aus: ...

Kastner, Adolf

Meersburg, 1955 [+o.D.]

[urn:nbn:de:bsz:31-372744](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-372744)



K 3123,52

BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

35. Jahrgang, 1955. Heft 1



Schloß Eppishausen

nach einem alten Stich

Joseph Freiherr von Laßberg rettet die alte Meersburg (1837/38)

Zur Erinnerung an die 100. Wiederkehr seines Todestages am 15. März 1855

Von Adolf Kastner, Meersburg

Bis zum Jahre 1830 hatte sich Joseph Freiherr von Laßberg auf seinem bereits 1813 erworbenen Landsitz, Schloß Eppishausen¹⁾ im Kanton Thurgau, durchaus wohlgeföhlt. Dann aber übte die Julirevolution von 1830 ihren Einfluß auch auf die Schweiz aus, und auch die Eppishausener Bevölkerung verlangte von nun an mehr politische Rechte. Mehrheitsbeschlüsse der Bür-

gergemeinden dekretierten nach Belieben Gemeinde-, Armen-, Kirchen- und Schulsteuern. „Laßberg hatte daran viel zu bezahlen, aber nichts zu sagen“ — bemerkte der mit ihm bis zu seinem Tode aufs engste befreundete Domdekan und spätere erste St. Galler Bischof Karl Johann Greith in seinem Nachruf auf Laßberg²⁾. „Die Leute betrachteten im Nimbus ihrer neuen Volkssouveränität die

¹ Badische Heimat 1955

Wiesen, Äcker und Gründe des Herrn zu Eppishausen gleichsam als eine Gemeinde-weide, und viele übten in seinem Walde ein Beholzungs-Recht oder -Unrecht aus. Die Behörde, von diesen Leuten gewählt, gewährte auf Beschwerdeführung keine Abhilfe, selbst das Ansuchen hierfür war mit Verdruß und Gefahr verbunden. Laßberg hatte bei früheren glänzenden Verhältnissen durch seinen Edelmüt die Leute verwöhnt; die früheren Bitten wurden in Forderungen umgestaltet, Prozesse wider ihn erhoben und Widerwärtiges von allen Seiten bereitet.“ So beschäftigte er sich immer stärker mit dem Gedanken, vor der Schweizer „politischen Cholera“ zu fliehen, Eppishausen zu verkaufen³⁾ und womöglich in die alte Heimat zurückzukehren. Der böse Wagenunfall, den er bei der ersten Ausfahrt seiner Gattin⁴⁾ nach der Geburt der Zwillingstöchter Hildegund und Hildegard am 9. Mai 1836 erlitten und von dem er die Lähmung eines Beines zurückbehielt, verleidete ihm Eppishausen vollends und ließ seinen Verkaufsgedanken zum Entschluß reifen.

Noch stand er freilich vor der Wahl zwischen dem Gute **Herblingen** im Kanton Schaffhausen und der alten **Meersburg** auf dem Nordufer des Bodensees. Die frühere Residenz der Fürstbischöfe von Konstanz war ihm ja längst wohlbekannt, einmal von seinem früheren Aufenthalt in **Heiligenberg**⁵⁾ her, zum andern hatte er 1798–1802 das unweit Meersburgs gelegene, ehemals zum Kanton Hegau der Reichsritterschaft gehörige kleine Rittergut **Helmsdorf** (zwischen Immenstaad und Fischbach) besessen und bewohnt. Nun machte der ihm gleichfalls von Heiligenberg her bekannte letzte Kabinettssekretär der Fürstbischöfe, Maximilian **Hufschmid**, ihn auf die günstige Gelegenheit zum Erwerb dieser für Laßbergs Romantikerherz doppelt reizvollen alten Burg aufmerksam. Sie hatte zuletzt ein trauriges Schicksal gehabt. Nach der Fertigstellung des „Neuen Schlosses“ um die Mitte des 18. Jahrhunderts zum Regierungs- und Verwaltungsgebäude de-

gradiert, hatte sie nach der Säkularisation (1802) noch kurze Zeit die Provinzialbehörden des „Oberen Fürstentums am See“ beherbergt, im Zuge der sich jagenden Verwaltungsreorganisationen des unter schweren Geburtswunden entstehenden Großherzogtums Baden aber bald auch diese eingebüßt, so daß sich im Jahre 1814⁶⁾ dort neben der Obereinnehmeri nur noch bescheidene Wohnungen pensionierter fürstbischöflicher Unterbeamten⁷⁾ befanden. In diesem Jahre richtete man dort wohl die Amtsräume des neuerrichteten Hofgerichts des badischen Seekreises nebst Wohnungen für zwei Richter und Kanzleipersonal ein. Aber die Herren Hofgerichtsräte fühlten sich in dem immer mehr absterbenden Landstädtchen nie recht wohl und setzten schließlich 1836 die Verlegung des Gerichts nach Konstanz durch. Wieder stand die „schicksalskundige“ Burg leer; nur das Amtsgefängnis mit seinen zwei ober- und drei unterirdischen (!) Zellen und der Wohnung des Gefangenwärters (Spiegel) befand sich noch dort.

Auf dieses alte Schloß bot nun Laßberg im Juni 1837 der Bad. Domänenverwaltung in Meersburg 10 000 Gulden, d. h. 2000 fl. unter dem amtlichen Anschlag, da er wohl wußte, daß diese alle entbehrlichen herrschaftlichen Gebäude in Meersburg, die dem Staate nichts einbrachten, aber hohe Baulasten trugen und noch höhere befürchten ließen, um jeden halbwegs annehmbaren Preis abstoßen sollte⁸⁾. Aber so glatt, wie er es sich gedacht, ging die Angelegenheit nicht vonstatten, und Laßberg mußte noch fünf Vierteljahre zuwarten, bis er seinen Einzug auf der Meersburg halten konnte. „Wir haben noch immer keine Nachricht“, schrieb er am 16. Juli 1837 an seinen Sohn Hermann von Liebenau in Luzern⁹⁾, „ob das alte Schloß zu Meersburg und um welchen Preis zu kaufen ist. Es ist nun schon ein Monat verflossen, seitdem der Domainenverwalter deshalb an das Finanzministerium geschrieben hat; wir können zwar nicht sagen: werd ichs nicht, so bleib ich doch Pfarrer in Waldangelloch, aber: Krieg ichs nicht, so bleibt

uns doch Herblingen mit dem Drachenloch.“ Zu dieser Alternative meint die von ihren heimatlichen Verhältnissen aus urteilende Annette in einem Brief an Sophie von Haxthausen am 30. Dezember 1837: „Ich glaube, Jenny wäre es lieber, wenn sie das Gut bei Schaffhausen bekämen, was doch ordentlich auf dem Lande liegt (und) nicht so wüst groß ist als das Meersburger Schloß mit seinen vier Türmen, wo sie sich mit ihren vier Domestiken ganz in verlieren und obendrein mitten in einem Landstädtchen wohnen, wo die sämtliche Bevölkerung ihnen von unten auf in die Fenster sieht, da es etwas höher liegt. Mich würde das ganze unglücklich machen, alle Gêne einer Stadt ohne ihre Vorteile, außer daß sie die Kirche so nah haben. Jenny rechnet auch die Schule noch für etwas (es ist nämlich eine Pension da), aber der Laßberg müßte ja steinalt werden, wenn er noch erleben wollte, daß die kleinen Stümpchen in Pension kämen . . . Sage doch nicht, daß Jenny diesen Kauf nicht wünscht, sie läßt es Laßberg nicht dünken, und Onkel Werner würde es ihm gleich schreiben“¹⁰). Laßberg war allerdings anderer Meinung als Frau und Schwägerin: „Rücksichtlich unserer künftigen niederlassung ist noch nichts beschlossen“, schreibt er am 9. Oktober an Liebenau¹¹). „Von Meersburg, was wir vorziehen würden, erhalte ich heute die nachricht, daß das alte schloß, auf welches unsere absicht geht, vorerst versteigert werden solle; es ist daher sehr ungewiß, ob wir es erhalten werden; auch können die bedingnisse von der art sein, daß wir gar nicht eintreten können. In diesem falle werden wir unsere zuflucht nach Herblingen nemen und daraus zu machen suchen, was wir in Meersburg schon gemacht finden würden.“ Tatsächlich ließ die Hofdomänenkammer in Karlsruhe¹²) auf den Bericht der Domänenverwaltung Meersburg, „daß sich ein Kaufliebhaber zu dem alten Schloßgebäude daselbst, dessen Werth zu 12 000 fl. taxiert wurde, gemeldet habe“, „dasselbe einem Verkaufsvorsuch in öffentlicher

Versteigerung aussetzen.“ Am 20. November 1837 fand diese Versteigerung statt, „bei welcher aber nur ein Liebhaber, nemlich Freiherr von Laßberg von Eppishausen im Canton Thurgau erschien, der ein Gebot von 10 000 fl. abgegeben hat.“ Laßberg selbst glaubte, wie er am 29. November an Liebenau schrieb¹³), schwerlich, daß er den Zuschlag erhalten werde, da sein Gebot um 2000 fl. unter dem Anschlag lag, hoffte aber, daß die Entscheidung in vierzehn Tagen fallen werde. Darin freilich täuschte er sich so sehr, daß er noch am 10. Januar 1838 Liebenau mitteilen mußte¹⁴): „Wegen Meersburg noch immer keine antwort von den Leimsiedern in Karlsruhe“, und am 14. Januar 1838 schon fast resignierte¹⁵): „Wir werden uns nun wohl zu Herblingen entschließen müssen, obschon mir die alte Burg des königs Dagobert viel lieber gewesen wäre; weil sie als wohnung alles enthält und gewähret, was mein herz nur wünschen kann.“ Was war denn geschehen? — Eigentlich nichts! In der, freilich trügerischen, Hoffnung, vielleicht doch noch höhere Nachgebote zu erhalten, hatte die Hofdomänenkammer nach dem bewährten Verwaltungsgrundsatz, wonach nichts so eilig ist, als daß es nicht durch längeres Lagern noch eiliger werden könnte, zunächst einmal das Steigerungsergebnis liegen lassen, um es erst unterm 12. Januar 1838 zusammen mit ihrer Stellungnahme an das Finanzministerium weiterzuleiten: „Wenn gleich“, heißt es darin, „das Gebot 2000 fl. unter der Taxation steht, so glauben wir doch, dem Verkauf die Ratifikation ertheilen zu müssen, da das Gebäude als Einnahmequelle für das Großh. Aerar durchaus keinen Werth hat, indem der Miethzins, der gegenwärtig daraus bezogen wird, nur 56 fl. per Jahr beträgt, die Unterhaltung dagegen nicht unbedeutende Kosten verursacht und, wenn einmal der Fall eintritt, daß die Stützmauern baufällig werden, das Gebäude nur mit großen Kosten erhalten werden kann.“ Das Finanzministerium schloß sich dieser Auffassung an, er-

achtete den Verkauf vom 20. November 1837, „ohngeacht des um 2000 fl. nicht erreichten Anschlags für vortheilhaft“ und ermächtigte die Hofdomänenkammer, „falls der Käufer sein Gebot noch halten wird“, die Ratifikation zu erteilen, was denn auch, da Laßberg natürlich von seinem Gebot nicht zurücktrat, unterm 1. Februar 1838 geschah und Laßberg einige Tage darauf durch die Domänenverwaltung Meersburg eröffnet wurde. So kam Laßberg in den Besitz der alten Meersburg, die zwar vom badischen Staate nicht, wie die örtliche Überlieferung wissen will, „zum Abbruch“ ausgeschrieben worden war, leicht aber in den Händen eines weniger altertumsbegeisterten Besitzers dieses oder ein ähnliches Schicksal hätte erfahren können, und mit vollem Recht dürfen wir ihn daher als den Retter der alten Meersburg rühmen.

Freudestrahlend meldet Laßberg am 21. Hornung 1838 seinem „lieben Freund Uhlandus“¹⁶⁾: „In der Freude meines alternen, aber noch immer grünen Herzens kann ich nicht umhin, Ihnen zu sagen, daß ich vorige Woche die Nachricht erhielt, wie daß mir die alte bischöfliche Burg zu Meersburg, für den von mir gebotenen Preis, von der Domainenkammer zu Karlsruhe zugeschlagen worden ist. Eine schöne, große Burg, wol erhalten (da vor einem Jare noch das Hofgericht sammt dem Hofrichter darinne saß), hell, warm und in einer Lage, die eine der schönsten Aussichten am Bodensee gewäret. Sagen Sie dies auch Schwab und Abel, und daß man in einem Sommertage, von Stuttgart und Tübingen, wenn man ein wenig früh aufstehet, bequem nach Meersburg kommen kann.“ Und wenn wir auch den geschichtlichen Erinnerungen, die er mit seinem neuen Besitze verbindet („König Dagobert von Austrasien baute sie, Carl Martell erneuerte die Burg, die Welfen, die Hohenstaufen besaßen sie. Warscheinlich trat sie Conradin seinem Vormunde, dem biedern Bischofe Eberhard von Waldburg ab usw.“) heute wesentlich kritischer gegen-

überstehen¹⁷⁾, so stimmen wir ihm doch im folgenden gerne zu: „Die Gegend sowie die ganze Nachbarschaft ist fruchtbar, freundlich und wolangebaut; der Wein, welcher seit einigen Jaren da aus Traminer Trauben gezogen wird, gehört gewiß unter die vorzüglichsten Weine Schwabens, und ich hoffe, wir sollen in einem der runden Gemächer der guten alten Burg, welche die Aussicht auf die blauen Fluten des Potamus geben, mer als einmal die Erfahrung davon machen.“ Und nachdem er alsbald auch die neu angefertigten Risse sämtlicher Gebäulichkeiten erhalten, sitzen, wie er am 19. Februar an Liebenau¹⁸⁾ schreibt, „Jenny und ich alle tage viel und lang darüber und schauen und luegen und speculiren, was wir sogleich beziehen und bewonen und was wir umbauen und verändern wollen, müssen und können. Ich glaubte vor dem kaufe alles gesehen zu haben und nun finde ich, daß ich wol zwei mal so viel wonung gekauft habe als ich wänte. Zu einer umständlichen Beschreibung dieser alten zum teile mer als 1000jährigen burg, würde ich mer als einen bogen brauchen, in kurzem wisse also, daß wenigstens 35, meist große, heizbare zimmer sind, und dann noch wol ebenso viel oder noch mer andere gemächer. 5 gewölbe keller. 2 laufende bronnen mit trefflichem quellwasser. Eine menge unterirdische gewölbe. Eine zisterne mitten im hause. Burgverließ. Kapelle. Badezimmer. Unterirdischer gang bis an d. bodensee. Eisgrube. Und was mich über alles freut einen 53 fuß langen u. 23 fuß breiten gewölbten, hellen saal, der ehemals zum Archiv diente und in dem ich alle meine bücher, handschriften etc. aufstellen kann, mit einem anstoßenden runden gemache, das ich als studien und schreibzimmer benutzen, und von dem ich, durch eine glastüre auf alle bücherkasten sehen kann . . . Du wirst lachen, wenn ich Dir sage, daß ich diesen wonsiz jenem im obern (= Neuen) schlosse, den Du kennst, vorziehe; aber es ist doch so . . . Es ist eine der schönsten, größten, und besterhaltenen

alten Burgen, die in Teutschland aufzufinden sind. In Schwaben hat sie nicht ired gleichen, Heiligenberg allein ausgenommen."

Am 2. März 1838 wurde dann der Kaufvertrag mit insgesamt 19 Bedingungen in das „Gewährbuch der Stadt Meersburg“ eingetragen¹⁹⁾. Danach erhält der Käufer das Recht, das Wasser aus der im großen Keller des ehemaligen Frauenklosters (damals den Kindern des Kaufmanns Faber gehörig) befindlichen Brunnenstube zu beziehen; er muß aber die Wasserleitung von dort bis zu dem Brunnen im alten Schlosse auf eigene Kosten unterhalten und dafür sorgen, daß das Abwasser des Brunnens ohne Nachteil für die Nachbarn abfließt. Vor allem fällt ihm die Unterhaltung auch der Stützmauern von der Apothekebrücke an bis zum Garten des Neuen Schlosses soweit zur Last, als diese zum Tragen der gleichfalls von ihm zu unterhaltenden Schloßbrücke erforderlich sind. Vom Eigentumsübergang ausgenommen werden einige Einrichtungsgegenstände in den Gefangenzellen (Öfen, Waschkessel, Türbeschläge), den beiden Archivräumen (Aktenkästen, Tische etc.) und dem großen Keller (Fässer, Lager), doch sollen die Archivräume spätestens bis 1. Mai, die Gefängnisse und die Gefangenenwärterswohnung bis 1. November 1838²⁰⁾, der große, zur Einlagerung „ärarischer Weine“ benutzte Keller in 2 bis 3 Jahren geräumt werden. Der von Dr. med. Stanz²¹⁾ von Bern, damals in Konstanz wohnhaft, verbürgte Kaufpreis von 10 000 fl. (= 17 142,86 Goldmark) sollte in sechs zu 5 % verzinlichen Zielern von Martini 1838 bis dahin 1843 bezahlt werden; so lange behält sich die Domänenverwaltung Meersburg das Eigentumsrecht vor (!). Tatsächlich erlegte Laßberg bereits am 27. Juli 1840 den Restkaufschilling (samt Zinsen) mit 6 187 fl.; vergeblich bemühte er sich bei dieser Gelegenheit in einer noch bei den Akten befindlichen, eigenhändig geschriebenen, nein, gemalten Eingabe an ein „Großherzogliches Hochpreisliches Finanzministerium“ d. d. auf der alten Meersburg am 1. August 1840^{21a)} um

die Annahme von 14 Stück Züricher Banknoten à 100 Brabanter Taler oder 270 fl. an Zahlungsstatt!

Alsbald nach Abschluß des Kaufgeschäfts ging es an „das leidige und ermüdende geschäft des einpakens . . . Man weiß nicht, wie viel zeugs man in einem hause hat, bis man auszieht. Wir haben gestern (9. 8. 38) die 113. Kiste geschlossen; aber wir sind noch lange nicht am ende. Ich glaube nicht, daß wir vor ende des laufenden monats in Meersburg sein werden“²²⁾. Tatsächlich hielt Laßberg erst am 7. September 1838 seinen Einzug auf der Meersburg, wo er übrigens schon bei einem Besuche im August zufällig mit Schwab zusammengetroffen war und einige Stunden mit ihm verbracht hatte²³⁾. Rückblickend schilderte er am Jahresschlusse Hermann von Liebenau diesen letzten Ortswechsel seines Lebens folgendermaßen²⁴⁾: „Den 7ten giengen wir in zwei wagen: Mamma Droste²⁵⁾, Jenny, die Kinder, Albertine und ich, von hier (Eppishausen) nach Constanz und von dort am bood (bord?) der Helvetia nach Meersburg, wo wir beim landen schon die schwarze gestalt der armen Helene²⁶⁾ uns vom ufer die arme entgegen streken sahen; sie hatte schon seit zwei tagen auf uns gewartet. am folgenden abend kam, bei ungestümem wetter auch meine alte, wasserscheue; aber doch liebe schwester Waldburg von Donauöschingen bei uns an: sie kann nämlich den See nicht sehen, one daß ir davon wehe wird; wir mußten also ir eine wonung aussuchen, wo sie das große wasser nicht im auge hatte. Am dritten tage erfreute uns die gute Therese Haysdorff²⁷⁾, von Heiligenberg kommend, mit irem besuche — sodaß wir nun mit Mama Droste 4 damen mit 4 kammerkatzen zälten, dazu Jenny mit 2 mägden und einer köchin und zum schlusse Albertine. macht in summa einen convent von 13 weibsen, ohne die zwei novizen zu rechnen. Du siehst, aus dem armen klösterlein Eppishausen ist nun in Meersburg ein schon ansehnlicher konvent geworden²⁸⁾ — und ein par wochen später traf auch Carolus magnus²⁹⁾, zeitlicher



JOSEPH FREIHERR VON LASZBERG

geb. d. 10. April 1770

gest. d. 15. März 1855

Comandant der vestung Kastell bei Mainz in unserer mitte ein, und niemand gieng uns mer ab als Du mit Deiner frau³⁰⁾, um unseren friedlichen, stillvergnügten kreis vollzumachen! . . . Mitte octobers verreiste Helene nach Würzburg zu einer freundin frau v. Speth.

Dann verließ uns Waldburg und am Ende des monats Therese; den beschluß machten Mama Droste und Karl, welche den 26.ten zusammen nach Mainz reiseten, von wo Mamma sich zu irem bruder Moriz³¹⁾ nach Bonn begab . . . Du kannst denken, daß ich während und nach

der anwesenheit meiner gäste täglich beschäftigt war und an iren durch das wetter so sehr begünstigten spaziergängen wenig teil nehmen konnte. *Auspaken* (: noch sind wir damit lange nicht fertig :) einräumen (: noch ist lange nicht alles an seiner stelle :) und die herstellung des alten Archivs zu einem Büchersaale, wo noch nicht einmal die bücherkasten alle fertig sind, namen mich täglich und stündlich in anspruch.“ — „Denke Dir“, schreibt Annette unterm 27. Januar 1839 an Sophie von Haxthausen³²): „Laßberg sitzt noch immer von Zeit in Zeit in Eppishausen und scheint mit dem Einpacken noch lange nicht fertig zu sein. Mama wird wohl recht prophezeit haben, daß er um Ostern noch dort sitzen soll.“

Hand in Hand mit dieser bei dem damals schon sehr beträchtlichen Umfang der Laßbergschen Sammlungen begreiflicher Weise zeitraubenden Arbeit ging aber noch die der gärtnerischen Ausschmückung des neuen Wohnsitzes, die dem passionierten Forstmann und Gartenfreund Laßberg ebenso am Herzen lag wie der „Blumennärrin“ Jenny. So mußte gleich 1838 am Schloßberg „noch vor eintritt der kälte eine gemauer(te) terrasse zu einem im frühlings anlegenden blumengärtchen hergestellt werden. In Salmansweiler (Salem) wurde die markgrävliche, ehemals klösterliche Orangerie versteigert; wir kauften 8 stücke davon; allein, da die bäume ankamen, zeigt sich, daß wir dieselben für kleiner angesehen hatten, als sie wirklich sind; weder waren die türe noch das gemach groß und hoch genug in dem wir sie über wintern wollten; es mußte also ein boden durch gebrochen und eine seitenmauer ausgebrochen werden, um die 18–20' (5,4–6 m) hohen bäume herein und unterzubringen; ietzt stehen sie gut, aber eigentlich eingemauert und müssen im may wieder exhumirt werden“³³). Aber, „obschon es wegen abbrechen und umbauen etwas unordentlich aussehen wird“, rechnet Laßberg doch darauf, daß es Liebenau und seiner familie bei ihrem



Maria Anna, gen. Jenny von Laßberg, geb. Frein von Droste-Hülshoff 1795–1859

für das frühjahr 1839 bestimmt erwarteten Besuche auf der Meersburg gefallen wird. „Jenny hat den etwas über einen iauchart großen Schloßhügel schon mit allerlei blühenden sträuchern und bäumen vollgepflanzt, auch ein kleines rebstück von etwa 20 reben angelegt; aber noch ist viel da zu tun“³⁴). Im frühjahr 1840³⁵) ist „in unserm burghof, bei ietzt eingetretene[m] guten wetter, alles in bewegung. Die äußere umfassungsmauer, nach der unterstadt zu, ist nun mit zinnen gekrönt, das pflaster aufgerissen, wo die gärtner von beigefürtem grunde blumenbeete anlegen. Längs der mauer werden dann die zitronenbäume aufgestellt und an der mittagsseite des langen baues sind schon pfirsich- und feigenbäume (!) gepflanzt.“ („Der Laßberg“, sagt Annette³⁶) im Juni 1844, „ist ein leichtsinniger Patron, meint, das Leben sei ihm eingerostet, und pflanzt obstkerne, um nach 30 Jahren satt Kirschen essen zu können.“) Im frühling 1841 freut Laßberg sich erneut, denn „der schloßhügel fangt an zu grünen, Jenny

und ich haben viel gepflanzt, und an unserm kleinen Berge wird auf einer neuerbauten terrasse ein neuer garten angelegt³⁷⁾. Und ebenso sieht er im Jahr darauf, 1842, dem Frühling mit Sehnsucht entgegen: „denn ich habe in schöner lage und mit prächtiger aussicht einen kleinen garten mit einem häuschen darinne angekauft und den möchte ich gerne anpflanzen. Es wächst auch gutes Obst darinne³⁸⁾. Und diesmal ist auch Annette entzückt, wie wir aus ihrem Brief an die Mutter entnehmen³⁹⁾: „Jenny steckt bis über die Ohren in ihrer Gärtnerei, hat ihre Aurikeln aus dem Samen grade alle in Blüte, und Laßberg tauft die neuen Sorten mit einem Nibelungen- und Liedersaalnamen nach dem andern. Dieser humpelt denn auch alle Tage recht rüstig umher, nach dem Figel⁴⁰⁾, Frieden⁴¹⁾ oder nach dem neuen Lusthäuschen und Garten vor dem Tore, womit er Jenny beschenkt hat und wo jetzt das Säen und Pflanzen grade im Zuge ist. Du kennst es gewiß, dicht vor der Stadt, links auf dem Wege zur Krone⁴²⁾, man stieg früher den Pfad zuweilen hinauf bis an einen großen Obstbaum, wo die Aussicht recht schön ist. Das Häuschen hat unten eine Entree mit einem Verschlag unter der Treppe für Brennholz oder andere Vorräte. Oben ein niedliches Zimmer mit einem eisernen Ofen und eine kleine Küche, rechts und links daneben ein paar Nebengebäudchen wie Schilderhäuschen, das eine, um Gartengeräte hineinzusetzen, das andere für eine gewisse Bequemlichkeit. Der Garten enthält bereits viele feine Obstsorten, und ein Brunnen mit Pumpe ist auch da, der immer Wasser hält, kurz, wenn noch ein Schlafkammerchen angebaut wäre und ein Kellerchen darunter, so könnte eine einzelne Person allerliebste dort wohnen, und ich glaube nicht, daß Laßberg viel für das Ganze gegeben hat; mich dünkt 300 fl., die sich wohl an Obst und Gemüse rentieren können, und Jenny hat viel Freude daran.“ Klingt das nicht bereits wie eine „Vorgeschichte“ des Fürstenhäuschens, durch dessen Erwerb (1843)

Annette selbst „grandiose Grundbesitzerin“ und, gleich ihrem Schwager, Retterin eines, wenn auch kleinen, geschichtlichen Baudenkmal in Meersburg wurde?⁴³⁾

Wie dem auch sei, wir verstehen Laßberg, wenn er einmal an Hermann von Liebenau schreibt⁴⁴⁾: „In Eppishausen war es schön, aber hier gefällt's mir doch besser!“, und wir, wir danken ihm an seinem 100. Todestage für seine rettende Tat!⁴⁵⁾

Quellen:

1. Bad. General-Landesarchiv Karlsruhe, Akten Abt. 237/9372 (zit.: GLA).
2. Fürstl. Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen, Pers. A., J. v. Laßberg, verschl. Reg. — Briefe Laßbergs an Herm. von Liebenau, die mir Prof. Dr. K. S. Bader, Zürich, freundlicherweise in abschriftlichen Auszügen mitgeteilt hat. (Zit.: FFA)
3. Gewähr- bzw. Kauf- und Tauschbuch der Stadt Meersburg, Teil V, VIII, IX, XIII und XIV. (Zit.: K. u. T. - B., T...)
4. Die Briefe der Annette von Droste-Hülshoff. Gesamtausgabe, hgb. von Karl Schulte Kemminghausen. 2 Bde. Eugen Diederichs Verlag, Jena (1944); zit.: A.-Bw. I bezw. II.
5. Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhländ, hgb. v. Franz Pfeiffer. Wien 1870, Wilh. Braumüller. (Zit.: Bw. L. - U.)

Anmerkungen:

¹⁾ Von Eppishausen (villa Epponis) sagt G. Schwab in seinem unter reger Mitarbeit Laßbergs entstandenen „Bodenseebuch“ (2. A. 1840, II, 195): „Das hier vor ungefähr 50 Jahren wieder neuaufgeführte Schloß, welches ehemals eine herrschaftliche Besitzung der Abtei Muri — [noch früher der Herren von Helmsdorf!] — war und eine sehr anmutige Lage mit schönen Waldanlagen und Weinbergen hat, von welchen eine köstliche Aussicht aufs Appenzeller und Togenburger Gebirge, hat bis zum Jahre 1838 der Freiherr Joseph von Laßberg, der jetzt nach Meersburg übersiedelt ist, besessen und bewohnt. Am Fuße des Schlosses liegt der kleine Weiler Erlen.“ — Von L. ging das Schloßgut an einen Basler Güterhändler über, der sofort den herrlichen Buchenwald schlagen ließ, der rings die Höhen um das Schloß schmückte. Weitere Güterhändler lösten sich ab, bis es 1852 eine Winterthurer Familie v. Hegner kaufte, in deren Besitz es bis 1898 verblieb. In dieser Zeit wurde das östliche Hoftor geschleift, sonst aber nicht viel geändert. Zwischen 1898 und 1919 befand sich das Gut wieder in den Händen von 7 bis

8 Güterhändlern, die es gründlich aus-
 schlachteten, so daß es jetzt nur noch 43 ha hat.
 1919 kaufte es ein Baltendeutscher, ein Herr v.
 Siebert, 1924 der heutige Besitzer v. Hee-
 ren, dessen Güte ich die Angaben über die
 neueren Besitzverhältnisse wie auch den hübschen
 alten Stich aus der Zeit Laßbergs verdanke. Er hat,
 von gründlichen Renovationen des Innern abge-
 sehen, am Äußern nichts Wesentliches geändert.
 Nur die Wirtschaftsgebäude wurden z. T. an an-
 dern Stellen neu aufgebaut, auch der Graben an
 der Südseite des Schlosses teilweise zugeschüttet,
 so daß jetzt statt der früheren kleinen Brücke ein
 Weg hinüberführt, wodurch das Haus freieren Aus-
 blick nach Süden gewann.

²⁾ „Erinnerung an Josef Freiherrn
 von Laßberg auf der alten Meers-
 burg“ in: „Hist.-Pol. Blätter für das kath. Deutsch-
 land, Bd. 53 (1864), S. 424—441; 505—522.

³⁾ Schon im Januar 1837 ist zu Bökendorf bei
 Annettes Verwandten „alles voll von dem Ver-
 kauf von Eppishausen“ (A. Bw. I, 183).

⁴⁾ Maria Anna, genannt Jenny, geb.
 Freiin von Droste-Hülshoff (1795 bis
 1859), die um zwei Jahre ältere Schwester der
 Dichterin.

⁵⁾ L. war von 1792—1804 Oberforstmeister der
 fürstenbergischen Landgrafschaft Heiligenberg und
 weilte nach seiner Pensionierung 1817 dort viel bei
 der Fürstinwitwe Elisabeth, zu deren Grab er nach
 ihrem Tode (1822) noch lange Zeit alljährlich an
 ihrem Todestage (21. 7.) wallfahrtete.

⁶⁾ GLA, fol. 21 ff.

⁷⁾ Expeditior Häberle, Kanzleidener Spengler,
 Lakai Adam und die Beschließereimagd Spengler.

⁸⁾ GLA, fol. 189 ff.

⁹⁾ FFA, An Herm. v. Liebenau, d. d. Eppishausen,
 den 16. Juli 1837. — Ich behalte bei den folgen-
 den Zitaten die eigenwillige Rechtschreibung
 (kleine Buchstaben im Wortlaut etc.) und Zeichen-
 setzung des romantischen Germanisten bei, der
 sich dieser, offenbar unter dem Einfluß Jakob
 Grimms, seit 1824 (zusammen mit der lateinischen
 Schrift) bediente und die mir recht gut zu seinem
 persönlichen Stile zu passen scheinen.

¹⁰⁾ A.-Bw. I, 257.

¹¹⁾ FFA, An H. v. L., d. d. Eppishausen, den
 9. Oktober 1837.

¹²⁾ GLA, fol. 190 f.

¹³⁾ FFA, An H. v. L., d. d. Eppishausen, den
 29. Nov. 1837.

¹⁴⁾ *ibid.*, An H. v. L., d. d. Eppishausen, den
 10. Jan. 1838.

¹⁵⁾ *ibid.*, An H. v. L., d. d. Eppishausen, den
 14. Jan. 1838.

¹⁶⁾ Bw. L.-U., S. 237 f.

¹⁷⁾ Übrigens mußte Laßberg selbst 1850 in einem
 von mir aufgefundenen Briefe, den ich gelegentlich
 an andern Orte veröffentlichen werde, einen
 grundlegenden Irrtum zugeben: „so müssen auch
 die ältesten Leute noch immer lernen.“

¹⁸⁾ FFA, An H. v. L., d. d. Eppishausen am
 19. Hornungs 1838.

¹⁹⁾ K. u. T.-B., T. V, Nr. 16, S. 31 ff.

²⁰⁾ Das Amtsgefängnis sollte samt der Wohnung
 des Amtsdieners ursprünglich „in das mit dem
 Amtshause unter einem Dache befindliche und des-
 halb nicht zur Veräußerung geeignete sog. Reit-
 schulgebäude“ verlegt werden, was einen Bauauf-
 wand von mindestens 5831 fl. erfordert und vom
 Verkaufserlös des Alten Schlosses nicht mehr viel
 übrig gelassen haben würde (GLA, fol. 196). Auf
 Vorschlag des Innenministeriums wurden dann mit
 einem auf nur 400 fl. veranschlagten Aufwand vier
 kleine, gegen den See gelegene Zimmer im Küchen-
 gebäude des Neuen Schlosses, zu denen man vom
 Hauptportal des Schlosses durch einen gedeckten
 Gang gelangte, zu „Interimsgefängnissen eingerich-
 tet, da man schon damals an die (1857 erfolgte)
 Aufhebung des Bezirksamts Meersburg dachte.
 Nachdem 1841 auf Ersuchen der Vorsteherin des
 damals im Neuen Schlosse eingemieteten Fräulein-
 institutes (Annettes „Pension“!), Frau v. Kessel,
 der Zugang zu den Gefängnissen durch die (exse-
 krierte) Schloßkapelle, die Sakristei und eben den
 gedeckten Gang geführt und anschließend daran
 die leeren Räume im 2. Stock des Küchengebäudes
 zu einer Wohnung für den Gefangenenwärter her-
 gerichtet worden waren (GLA, fol. 214), wurde
 schließlich 1843 zu beiden — trotz des Einspruchs
 des Finanzministeriums — ein neuer Eingang über
 den damaligen Küfereihof entlang der Außenmauer
 der Schloßkapelle geschaffen.

²¹⁾ Dr. med. Ludwig Stanz (1801—71),
 Heraldiker und Glasmaler, betrieb damals in Kon-
 stanz eine Glasmalerei, die er 1848 nach Bern ver-
 legte. Infolge seiner Stellungnahme gegen den
 „Sonderbund“ der Altkantone 1847 kam es zum
 Bruch mit Laßberg.

^{21a)} GLA, fol. 202 ff.

²²⁾ FFA, An H. v. L., d. d. Eppishausen am
 10. August 1838.

²³⁾ Bw. L.-U., S. 239.

²⁴⁾ FFA, An H. v. L., d. d. Meersburg, am
 31. Decbrs 1838.

²⁵⁾ Laßbergs Schwiegermutter Maria The-
 rese Louise, geb. Freiin von Haxt-
 hausen (1772—1853, also zwei Jahre jünger als
 Laßberg!), war Mitte Aug. 1837 zum zweiten
 Male nach Eppishausen gekommen, wo sie, zusam-
 men mit Annette, bereits vom Herbst 1835 bis
 zum Winter 1836 gewohnt hatte.

²⁶⁾ Helene, geb. Freiin von Schatz-
 berg, die Witwe seines am 30. Juni 1838
 im Alter von 40 Jahren als Fürstl. Hohenzollern-
 Sigmaringischer Hof- und Regierungsrat verstor-
 benen Sohnes Friedrich von Laßberg, des Heraus-
 gebers des „Schwabenspiegels“.

²⁷⁾ Therese von Haisdorf, eine Nichte
 Laßbergs, war Hofdame der Fürstin von Fürsten-
 berg in Heiligenberg.

²⁸⁾ FFA, An H. v. L., d. d. Eppishausen, 24. Sep-
 tember 1838.

²⁹⁾ Karl von Laßberg, der älteste Sohn
 Laßbergs, damals k. k. öst. Hauptmann, † 1866 als

Oberstleutnant a. D., der einzige von Laßbergs vier Söhnen aus erster Ehe, der den Vater überlebte.

³⁰⁾ Jakobaea Pfyffer von Altshofen.

³¹⁾ Moritz von Haxthausen (1776 bis 1841), ihr ältester (Stief-)Bruder, lebte ständig in Bonn.

³²⁾ A.-Bw. I, 326.

³³⁾ s. Anm. 24.

³⁴⁾ FFA, An H. v. L., o. D., in Meersburg geschrieben, in Eppishausen zur Post gegeben.

³⁵⁾ *ibid.*, d. d. Meersburg am 13. April 1840.

³⁶⁾ A.-Bw., II, 315.

³⁷⁾ FFA, An H. v. L., d. d. Meersburg, den 14. IV. 1841.

³⁸⁾ *ibid.*, An H. v. L., d. d. Meersburg, 15. Hornung 1842.

³⁹⁾ A.-Bw., II, 23.

⁴⁰⁾ Der drollige Wirt im „Glaserhäusle“, Annettes „Schenke am See“.

⁴¹⁾ Von L. gerne besuchte Weinschenke an der Straße nach Stetten.

⁴²⁾ Wirtschaft in der Nähe des Friedhofs, früher fürstbischöfliche Sennerei.

⁴³⁾ Vgl. ihren Brief an Elise Rüdiger d. d. Meersburg, 18. Nov. 1843 (A.-Bw., II, bes. S. 233 ff.).

⁴⁴⁾ s. Anm. 37.

⁴⁵⁾ Nach dem Tode des Freiherrn Joseph von Laßberg am 15. 3. 1855 fiel „das alte Schloßgebäude, massiv von Stein, sammt Thorwarthgebäude auf dem Bergabhange zwischen der Ober- und Unterstadt gelegen mit Stützmauern, welche die Grenze des Schlosses bilden, sammt Schloßbühl, laut gerichtlicher Schätzung taxirt zu 11 500 fl.“ zu je $\frac{1}{4}$ an seine Erben: Jenny, Karl, Hildegard und Hildegund v. L., die unterm 2. 7. 1855 beschlossen, das Alte Schloß in ungeteilter Gemeinschaft zu belassen, während das übrige Vermögen zu gleichen Teilen aufgeteilt wurde. K. u. T.-B., T. VIII, S. 146 ff. u. 199 ff.). — Am 15. April 1856 verkaufte Karl v. L. seinen Anteil um 2500 fl. an seine Stiefmutter Jenny (K. u. T.-B., VIII, Eintrag Nr. 190 v. 16. 6. 1858, S. 504 ff.), und nach ihrem Ableben am 29. 12. 1859 in Münster i. W. (beigesetzt in der Familiengruft zu Roxel) erbten Hilde-

gard und Hildegund von ihr auch die zweite Hälfte des Alten Schlosses, nachdem ihnen schon früher durch Erbschaft von ihrer Tante „Nette“ auch das sog. „Fürstenhäusle“ im Rebgrute Fugger, tax. zu 150 fl. zugefallen war (K. u. T.-B., IX, Eintrag Nr. 79 v. 7. 12. 1860, S. 334 ff.). —

Durch Vertrag vom 18. 9. 1877 (K. u. T.-B., XIII, Eintrag Nr. 97 v. 3. 10. 1877, S. 401 ff.) verkaufen dann Laßbergs Töchter das Alte Schloß für 12 000 Mark an Dr. Karl, Ritter und Edler, Mayer von Mayerfels, Kammerherrn Sr. Maj. des Königs von Bayern. Dabei behalten sie sich im oberen Stocke auf beliebige Zeit das Wohnrecht für sich und ihre persönliche Bedienung vor. Würden sie oder die Überlebende von ihnen darauf verzichten — was nie geschah: Hildegund starb am 14. Mai 1909, Hildegard am 30. Juli 1914 — so hätte der Käufer weitere 12 000 M. zu zahlen. Die Verkäuferinnen übernehmen auch die Unterhaltung des Gartens in seinem derzeitigen Zustande. Die Einrichtung des ehemaligen Archivs und Turmzimmers (Laßbergs Büchersaal und Studierzimmer!), ebenso sämtliche altdeutsche Truhen, alle alten Gewehre, Möbel und Waffen und endlich den Pelikan-Vogel aus Holz überlassen sie unentgeltlich dem Käufer, während die v. Laßbergsche Armbrust mit der Winde und die Herodiasstickerei ihr Eigentum bleiben, jedoch unter Einräumung eines Vorkaufsrechtes der Sammlung des Käufers einverleibt werde. Und damit dem Ernste der Scherz nicht fehle: Das Halten von Hunden ist den Verkäuferinnen untersagt! — Nach dem Tode des Herrn v. Mayerfels am 8. 2. 1883 über übernimmt auf Grund der Gemeinschaftsteilung vom 2. 5. 1884 (K. u. T.-B., XIV, Eintrag Nr. 199 v. 16. 5. 1884, S. 831 ff.) seine Witwe Regina, geb. Menges, gemäß dem ihr testamentarisch eingeräumten Rechte das Alte Schloß (mit dem Wohnrecht der Fräulein v. Laßberg!) zum Schätzwerte von 30 000 M. Durch Kaufvertrag vom 16. 12. 1910 geht es um denselben Preis auf ihre Tochter, Frau Ida von Miller, geb. Edle Mayer von Mayerfels, Rentierwitwe in Meersburg, und nach deren Tode (21. 8. 1939) durch Erbschaft auf ihre Tochter Maria, geb. von Miller, Ehefrau des Architekten Hubert Naeßl in Meersburg über.

Am Strand

Mühslos über Sand und Kiesel
zieht das leise Spiel der Wellen,
die wie Silberfische schnellen
und verprühen als Geriesel.

Aber ehe sie vergehen,
schreiben sie die flüchtigen Zeichen
ihres Wegens in den weichen
Uferand, wo sie verwehen.

Wir auch kommen so und graben
unsre Spur dem Lebensstrande
ein mit wichtigem Gehaben.

Und wir wollen es nicht glauben,
daß die Schrift auf weichem Sande
eines Windes Hauch kann rauben.

Max Kieple

Joseph von Laßberg und Justinus Kerner

Zur 100. Wiederkehr des Laßberg'schen Todestages am 15. März 1855

Von Wilhelm Zentner, München

„Das ist der Liebe heil'ger Gottesstrahl,
der in die Seelen schlägt und trifft und zündet,
wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet.
Da ist kein Widerstand und keine Wahl!
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel
bindet.“

Diese allerdings nicht ganz wörtlich zitierten Verse aus Schillers „Braut von Messina“ schickt Joseph von Laßberg einem Briefe vom 22. Juli 1850 voraus, den er im unmittelbaren Nachhall der ersten persönlichen Begegnung an Justinus Kerner richtet. Auf einer Sommerreise durch Oberschwaben und das Bodenseegebiet war der Poet und Geisterseher von Weinsberg mit seiner Frau und Tochter, der seit 1847 verwitweten Marie Niethammer, vermutlich auf Ludwig Uhlands Empfehlung, nach Meersburg gekommen und hatte den dortigen Schloßherrn, den Besitzer der berühmten mittelalterlichen Handschriftensammlung, aufgesucht. Es mag sich um einen Besuch von nur wenigen Stunden gehandelt haben, allein diese genügten, einen Freundschaftsbund zu besiegeln, dessen jugendliches Feuer dem achtzigjährigen Laßberg wie dem vierundsechzigjährigen Kerner alle Ehre macht. „Die Freundschaft ist gemacht, sagte mir mein altes, noch immer grünes Herz“, heißt es in dem erwähnten Briefe, „und wird dauern, so lange bei uns zwei alten Knaben der schwäbische Herzschlag noch an unsere Rippen pocht.“ Nicht weniger befriedigt äußerte sich der Dichter, der unverzüglich und ebenfalls aus übervollem Herzen erwiderte. Und Laßberg kauft in Konstanz Kerners „Lyrische Gedichte“ und schenkt sie in „zierlichem Einbande“ seiner Frau zum Namensfeste.

Es waren zwei ziemlich verschiedenartige Naturen, die sich hier auf der alten Meersburg und bei einem Glase des dort wachsenden „Roten“ zusammengefunden hatten: der zum Schwernehmen der Dinge geneigte, seine

Lebensmüdigkeit betonende Melancholiker Kerner und der unentwegte Optimist und Lebenskünstler Laßberg. Mit klarem Blick hatte dieser die Situation erkannt, wenn er meint: „Zwischen uns beiden scheint mir ein großer gemütlicher Unterschied zu sein, der aber dem Vereine unserer Herzen nicht hindernd im Wege steht. Ich möchte Sie einen „Schmerzenreich“ nennen, denn wie Sie selbst sagen, zwingt Sie der Schmerz zum Singen: in meiner Brust ist schon achtzig Jahre hindurch ein unversiegbarer Quell von Fröhlichkeit, ich habe Geliebte, Eltern, Weib¹⁾, Kinder, Geschwister und liebe Freunde durch den Tod verloren, ich habe sie redlich und lange, oft jahrelang beweint, aber der liebe Gott half mir immer wieder aus den Tränen heraus und in die mir von ihm so wohlthätig geschenkte Fröhlichkeit hinüber.“

Im Dezember 1850 läßt Kerner wieder von sich hören. Die Art, wie Laßberg den Brief empfängt und sich dessen Inhalt zu eigen macht, umschließt ein so reizendes Biedermeier-Idyll, daß ich mir es nicht versagen kann, die Schilderung mitzuteilen: „Ich las eben im Bette bei Licht — da kam Ihr Brief, lieber Freund Justinus! Das Siegel und Aufschrift erkannte ich nicht, aber als ich die Überschrift las, rief ich so laut auf, daß meine gute Frau davon plötzlich erwachte ‚Ei, Joseph‘, sagte sie, ‚ist es Freud' oder Leid, was Du bekommen hast?‘ Da setzte ich meine Brille noch einmal auf und legte die Allgemeine Zeitung zurück und las Ihren lieben Brief vom Anfang zum Ende und sagte dann: Lieber Gott, ich danke dir, daß ich von einem edlen Manne geliebt werde, den ich schon viele Jahre liebte, ehe ich ihn gesehen hatte. . . . Wo ist der Mann, der sagen kann: ich habe in meinem 81sten Jahre noch einen Freund erworben? —“



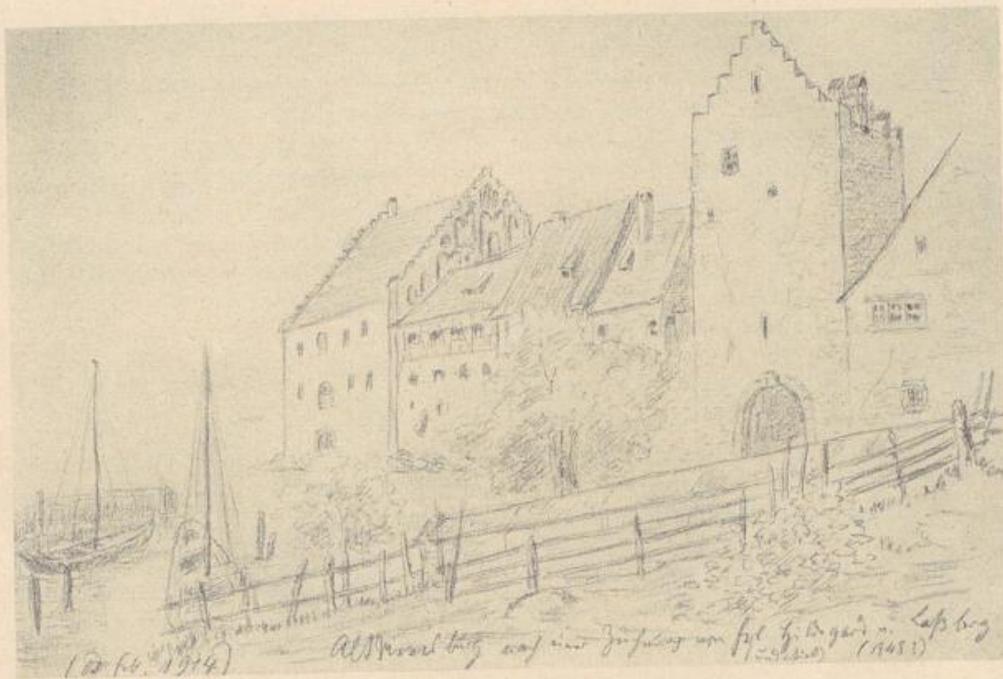
Das ehemalige Seetor in Meersburg nach einer Zeichnung von Hildegard von Laßberg,
2. Juny 1848

nach einer Kopie von Prof. Dörflinger

In Laßbergs Antwortschreiben²⁾, in welchem vor allem der frühe Tod Gustav Schwabs beklagt wird, der beiden Männern ein gleich treuer Freund gewesen war, ergeht die Aufforderung an Kerner, im künftigen Frühling sich mit den Meersburger Freunden des neuen Auflebens der Schöpfung zu freuen. Die ganze Familie Laßberg, der Burgherr, die Schloßfrau und deren Töchter Hildegard und Hildegunde möchten dem Gaste den Aufenthalt am Seegestade so angenehm wie möglich gestalten. „Wir vier dahier haben nur ein Herz, wenn's aufs Lieben ankommt,“ beteuert Laßberg.

12

Kerner ist der Einladung zunächst nicht gefolgt, denn einerseits war er kein sonderlicher Freund des Reisens, andererseits hatte ihn ärztlicher Rat für die Sommermonate der Jahre 1851, 1852 und 1853 nach Badenweiler geschickt, wo er sich äußerst wohl fühlte und dies auch in zahlreichen Gedichten, die am Fuße des Blauen entstanden sind, kundgetan hat. Der Briefwechsel mit Laßberg geriet einigermaßen ins Stocken. Allein als der Dichter im April 1854 seine treue Lebensgefährtin sein „Rickele“, verliert, setzt Laßberg die Feder an zu einer ebenso schlichten wie tiefempfundenen Versicherung seiner Teilnahme.



Alt-Meersburg, Zeichnung Hildegard v. Laßberg

nach einer Kopie von Prof. Dörflinger

Er fühlt, daß dem unter der Wucht des Schicksalsschlags völlig niedergebrochenen Kerner neue ablenkende Eindrücke nötig sind, und wiederholt seine Einladung nach „Marsipolis“: „Kommen Sie diesen Sommer, nehmen Sie Seebäder von meinem Hause aus. Wir wollen Sie liebhaben und liebhalten.“

Was Laßberg kaum zu hoffen gewagt hatte, wird Tatsache: Kerner kündigt sein Kommen an, wengleich nicht ohne „Wenn“ und „Aber“. Marie Niethammer, seine „Antigone“, wird den alten sehbehinderten Vater begleiten. Mitte Juli 1854 rüstet man in Meersburg zum Empfang der Gäste, die zwei bis drei Wochen verweilen. Durch einen Irrtum in der Briefsammlung „Justinus Kerner und sein Freundeskreis“ ist das Jahr dieses Aufenthalts mit 1855 angegeben worden und dieses Datum von da in sämtliche Kernerbiographien übergegangen. In Wirklichkeit handelt es sich um das Jahr 1854, denn im Juli 1855 weilte Laßberg nicht mehr unter den Lebenden.

Am 25. Juli überreichte der Schloßherr seinem Gäste ein kostbares Trinkglas mit einer poetischen Widmung, die in dem Ausspruch des Kaisers Nero gipfelte: „Pelle curas mero!“ („Vertreibe die Sorgen mit lauterem Wein!“). In diesen Tagen stand Justinus Kerner auf dem Meersburger Friedhof vor den Ruhestätten Annettes von Droste-Hülshoff (1797–1848), der Schwägerin Laßbergs, und Franz Anton Mesmers (1734–1815), der seinen Lebensabend in seiner Heimat am See verbracht hatte. Für den berühmten Magnetiseur, den „weisen Meister“, hatte Kerner schon immer eine geheime Sympathie gehegt, in der ihn sein Freund Josef Ennemoser, der Verfasser der Anleitungen zur „Mesmerischen Praxis“ (1852), bestärkte. Jetzt als der Dichter an seinem Grabmale, gewiß dem seltsamsten des Meersburger Gottesackers, dem dreieckigen weißen Marmorblock mit den Zeichen der Gestirne, einer brennenden Fackel und dem Auge Gottes, mit der Sonnenuhr und der

Bussola, einer Stiftung der Gesellschaft der Naturforscher in Berlin, verweilte, geriet er vollends in den Bann des wahlverwandten Geistes. Gemeinsam mit Laßberg forschte er in Meersburg den noch vorhandenen Spuren Mesmers nach, wobei er unter anderem das Pergament des Mesmerschen Doktordiploms aus Wien (1766) über die „Theses de planetarum influxu“ („Über den Einfluß der Planeten“) aufspüren konnte. In jenen Tagen ist vermutlich das Gedicht „Auf Anton Mesmers Grab“ entstanden, das zwei Jahre später in die Sammlung „Winterblüten“ aufgenommen wurde. Zugleich reifte der Plan einer größeren Arbeit über Mesmer, den Laßberg in der Erwartung unterstützte, die Ausführung werde den Freund von seinen selbstquälerischen Gedanken ablenken. In der Tat war der Aufenthalt in Meersburg von heilsamer Wirkung. Erheitert und erhoben schied Justinus Kerner von der Burg des Frankenkönigs Dagobert, welcher der Sage nach hier vor mehr als einem Jahrtausend residiert haben sollte, so daß der Dichter auf der Heimreise von Ulm aus seinem Freunde Franz von Pocci in München schreiben konnte: „Oh, wären Sie auf der Meersburg gewesen; ich bedaure jeden, der diese und ihren letzten Ritter, den alten edlen Laßberg nicht sieht, sein reiches Gemüt und seine reichen Sammlungen nicht kennt“. (10. August 1854)

Laßberg seinerseits bekannte: „Als Sie und Ihre liebe Maria die Burg verlassen hatten, trat ich in Ihre Zimmer und sah mich da um, aber ich sah nichts mehr! Vielleicht daß ein Lüftchen, welches, an ihren Angesichtern vorüberfliegend, sich noch da aufhielt und in den Strom meines Atems fiel; ich schloß die Augen, und sie standen beide wieder vor mir. Aber das half nichts, ich mußte doch allein bleiben. Den ganzen Tag gingen Sie mir ab, es war mir etwas abhanden gekommen, was schon angefangen hatte, zu meinen Lebensbedürfnissen zu gehören.“

Kurze Zeit nachdem der Vater Abschied genommen hatte, sprach Kerners Sohn Theo-

bald, wenn auch nur für wenige Stunden, im Schlosse vor, und Laßberg berichtet von diesem Besuche: „Gleich darauf kam Ihr Sohn Theobald mit seiner schönen Frau“) von seiner Reise in die Schweiz zu uns. Ein paar blitzende, geistreiche Augen trägt der Mann, die mich an seine Mutter erinnerten. Die Frau, eine nordische Schönheit, hat einen schöneren Mund als ich je gesehen. Glückliche der Mann, der ihn küssen darf!“

Justinus Kerner, der die ihm erwiesene Gastfreundschaft nicht unerwidert lassen wollte, sandte eine große Kiste mit Geschenken, „eine Last für viele Kamele“, wie der Empfänger meinte, in die Burg am See. Sie enthielt einige wertvolle Gaben für Laßbergs Handschriftensammlung, darunter Fragmente eines altpersischen Kodex, Bücher und Schriften, aber auch einen handgemalten Lichtschirm und, was für Kerner besonders bezeichnend ist, „eine kleine Windsängerin aus Weinsberg“, eine seiner geliebten Aeolsharfen, die im Speisezimmer im Turm ihre Stätte fand und das Entzücken der Laßbergschen Damen erregte. Wo mag sie hingekommen sein?

Besuche kamen, Besuche gingen, wie das im Meersburger Schlosse seit Jahrzehnten Brauch war, bis die Nachricht vom Tode seines früheren Landesherrn, des Fürsten Karl Egon II. von Fürstenberg, dem Laßberg 1804 bis 1817 als Landesforstmeister gedient hatte, den Schloßherrn Ende Oktober auf ein mehrmonatiges Krankenlager warf, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Am 10. Januar 1855 erfährt Kerner, ein ergreifendes Zeugnis von Laßbergs edler Fassung, über den Zustand des Freundes: „Gott sei Dank, ich bin bei diesen gewiß nicht geringen Leiden nichts weniger als mutlos geworden; ich finde das, was gekommen ist, ganz naturgemäß und folglich notwendig, ich tröste mich darüber, wie man sich über das schlechte Wetter tröstet; mit falschen Hoffnungen einer Genesung mache ich mir keine Illusion; aber ich bin entschlossen, auszuhalten mit männlicher Resignation, so lange mir der liebe Gott die Geistesgegen-

wart, die er mir bisher erwiesen, nicht entzieht.“

Auch vom Krankenbette aus blieb Laßberg darauf bedacht, Kerners Arbeit an der Mesmer-Biographie mit allen ihm nur erreichbaren „Subsidien“ zu fördern, und so gehen mehrere Pakete mit wertvollen Dokumenten nach Weinsberg ab. Die Vollendung des Buches „Franz Anton Mesmer, der Entdecker des tierischen Magnetismus“, das 1856 erschien, sollte sein Anreger nicht mehr erleben. Im letzten Briefe Laßbergs vom 24. Februar 1855 heißt es mit einer Anspielung auf den damals tobenden Krimkrieg: „In meinem Zustande hat sich noch nichts geändert, und ich liege noch immer im Lager von Sebastopol ohne Aussicht auf eine nahe Katastrophe“. Aber von nun an zerfielen die Kräfte rasch, so daß der Kranke bald auch nicht mehr zum Diktieren fähig war. Die Kunde von dem am 15. März erfolgten Tode des Freundes empfangen Kerner zunächst nicht von der Familie Laßberg selbst, sondern von der ihm befreundeten Schriftstellerin Emma von Suckow¹⁾ (Emma Niendorf). „Sein Tod war jetzt allerdings wohl zu erwarten, aber er war für mein so tief trauerndes Herz wieder ein schwerer Schlag“, schreibt er an Ottilie Wildermuth, der er oft von der „ritterlichen Gestalt“ des Verstorbenen erzählt hatte. Auf Kerners Bitte, Näheres von den letzten Stunden des Freundes zu erfahren, richtete die Tochter Hildegard von Laßberg am 4. April 1855 folgende Zeilen nach Weinsberg, die — in leicht gekürzter Form — zugleich den Beschluß unserer Ausführungen bilden mögen:

„Als ich nach einiger Zeit ungefähr um halb acht Uhr wieder ins Zimmer trat, fand ich eine ziemlich starke Veränderung, das liebe Angesicht war blasser und besonders die Lippen. Der geistliche Herr, nach dem man geschickt hatte, war gerade daran, die heilige Messe zu lesen, — dann kam er; der teure Kranke beichtete und erhielt die Generalabsolution. Dann waren wir alle dabei, wie er bei vollem Bewußtsein die heilige Ölung

empfang und den schönen lieblichen Kirchengebeten des Priesters zuhörte. Auf die Bitte der Mutter legte er seine Hand auf unsere Häupter und segnete uns mit langsamen Worten: „Gott gebe euch die Kraft, die Tugend zu verteidigen, und Mut und Stolz, das Böse anzugreifen“. Dann war er etwas mit der Mutter allein, aber das Gehör hatte schon gelitten, und die Sprache wurde schwerer. Die Ärzte meinten, es könne noch länger währen, und es wäre mehr Lebenskraft da, als es wirklich war, aber Gott machte es gnädig; die Lungenlähmung, die der sterbende Vater selbst und die Ärzte früher erwartet hatten, trat nicht ein, und mit ihr blieb uns der bittere Schmerz erspart, ihn mit Mühe Atem holen zu sehen, jetzt sah man nur, wie der Puls schwächer wurde. Vor ihm lag ein Kruzifix, sein schönes Haupt stützte er auf die linke Hand²⁾, die Augen waren fast ganz zu. Den Augenblick, da seine Seele sich sanft vom Leibe löste, bemerkte man nicht, es war alles zu ruhig dazu. Es war zehn oder zwölf Minuten vor elf Uhr vormittags. Todesschweiß oder eine unruhige Bewegung waren nicht im Geringsten vorhanden. Nachdem die Vorhänge des Zimmers zugezogen waren, wurde es so heimlich wie an einem Ort, wo jemand nach einer anstrengenden Reise schläft und man also leiser spricht als gewöhnlich. So hatte er also das Vorrecht, wie er im Leben ständig Freude bereitetete, auch nach seinem Tode keine Schrecken einzuflößen.“

¹⁾ Laßberg denkt an seine erste Frau, Freiin Maria Anna Ebinger von Burg, die 1814 gestorben war. Im Jahre 1834 vermählte er sich in zweiter Ehe mit Maria Anne (Jenny) von Droste-Hülshoff, der Schwester der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff.

²⁾ Der Brief ist in „Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden“ (1897) falsch datiert; es muß 1850 und nicht 1851 heißen.

³⁾ Theobald Kerners erste Frau Maria von Hügel.

⁴⁾ Im „Briefwechsel zwischen Justinus Kerner und Ottilie Wildermuth“ (Heilbronn 1927), auf den ich mich hier beziehe, steht statt „Suckow“ irrtümlich „Sydow“.

⁵⁾ In einem seiner Briefe (23. Dezember 1850) hatte Laßberg Justinus Kerner mitgeteilt, daß auch sein Vater in dieser Haltung („Das Haupt in die linke Hand geschmiegt“) entschlafen war.

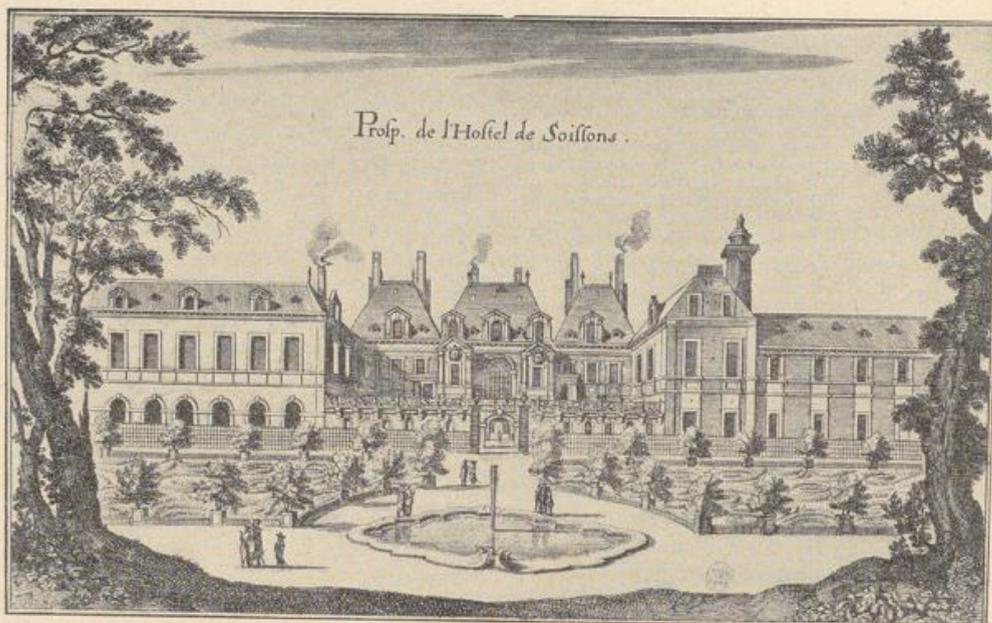


Abb. 1. Das alte Hôtel de Soissons in Paris

nach einem alten Stich

Des Türkenlouis Geburtsstätte, das Hôtel de Soissons in Paris

Zum 300. Geburtstag des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden

Von Ernst Petrasch, Karlsruhe

„In diesem Pariser Hof muß man sich sonderlich befehlen wohl bey den Damen daran zu sein, aber fliehen wie die Pest eine daraus zu heiraten, dann du sonst dein Lebtag keine Ruhe haben und dein Haus gänzlich minieren würdest. Glaub mir dies mein liebes Kindt und lasse dir dein eigene Mutter eine witzige Person sein, die man für den besten Humor unter allen bey ganzem Hoff gehalten und dann noch von ihrer Mutter und Leichten also wunderbarlich verführen und abwendig machen lassen“. Die ganze Bitternis seiner eigenen Ehe tragödie spiegelt sich in dieser väterlichen Mahnung, mit welcher Markgraf Ferdinand Maximilian von Baden-Baden seinen Sohn Ludwig Wilhelm vor einem gleichen Schicksal zu bewahren suchte!). Entsprang doch der nachmals als

Türkenlouis in die Geschichte eingegangene badische Prinz einer überaus unglücklichen Ehe, die einst am glanzvollen Hofe Ludwigs XIV. geschlossen worden war²⁾.

Im Jahre 1652 war Ferdinand Maximilian selbst nach Paris gereist, um seine hernach von Erfolg begleitete Werbung um Maria Luisa Christina (Abb. 2), die 26jährige Tochter des Prinzen Thomas von Savoyen-Carignan, persönlich zu betreiben. Nebenbei bemerkt, ist dieser Savoyerfürst der Stammvater des italienischen Königshauses, das 1831 auf den sardinischen Thron gelangte. Durch ihre Mutter, Tochter des Grafen Charles von Soissons, eines Zweiges der berühmten Condé, gehörte die erwählte Braut einer Familie an, deren eigentliches Oberhaupt letzten Endes

der König von Frankreich war. So stiftete denn auch kein Geringerer als der Sonnenkönig selbst den Grundstock zur Mitgift seiner Cousine. Dazu gesellten sich noch die 600 000 Livres des Brautvaters, ungeachtet des Schmuckes und der übrigen Ausstattung im Werte von weiteren 150 000 Livres. Markgraf Wilhelm von Baden verpflichtete sich, zur Gewährleistung der Mitgift eine Hypothek auf die Herrschaften Mahlberg und Eberstein zu nehmen und seiner Schwiegertochter Schloß Mahlberg als Witwensitz zu überlassen.

Mit anderen Geschenken aus Baden könnte damals vielleicht auch jenes prächtige Gebetbuch des Markgrafen Wilhelm an die Auserwählte seines Sohnes gekommen sein, das heute in der Pariser Nationalbibliothek aufbewahrt wird³⁾. Neben dem Bildnis des Auftraggebers enthält die 1647 von dem bekannten Straßburger Miniaturisten und Kalligraphen Friedrich Brentel für Markgraf Wilhelm ausgeführte Handschrift eine ganze Reihe reizvollster Miniaturen. Auf einer dieser Darstellungen mit der Flucht nach Ägypten findet sich im Hintergrund eine ungemein feingemalte Ansicht von Stadt und Schloß Baden-Baden.

Ehen zwischen Zähringern und französischen Adelsfamilien waren schon in vorangegangenen Zeiten verschiedentlich geschlossen worden. Diesmal aber scheint der Gedanke an eine französische Rückversicherung sicherlich keine unwesentliche Rolle gespielt zu haben. Denn obgleich durchaus kaiserlich gesinnt, hatte sich Markgraf Wilhelm schon während des Dreißigjährigen Krieges einmal in der Lage gesehen, sein gefährdetes Land an der äußersten Südwestgrenze des Reiches unter den Schutz Mazarins zu stellen. Freilich konnte er damals, als sein Sohn eine Prinzessin aus königlicher Verwandtschaft heiratete, noch nicht ahnen, daß Ludwig XIV. späterhin die Rivalität zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg zum obersten Prinzip seiner Politik erheben sollte. Nur der unvorhergesehene Verlauf der damals eingegangenen Verbin-

dung hat die Markgrafschaft vor konfliktreichen Folgen bewahrt, in welche das Land gerade durch diese Ehe sonst unweigerlich hineingezogen worden wäre. Es war nicht zuletzt der unglückselige Ausgang jener Eheschließung, der das badische Fürstenhaus dann endgültig und unzweideutig ins kaiserliche Lager führte.

Erst am 17. Februar 1654, nach langwierigen Verhandlungen des badischen Vizekanzlers Krebs von Bach, wurde die Trauung in der Hauskapelle des Hôtel de Soissons zu Paris von einem Erzbischof per procura vollzogen. Den abwesenden Bräutigam vertrat ein Bruder der Braut — ein gerne geübter Brauch bei fürstlichen Familien jener Zeit. Mit der sogenannten Prokuratsheirat sollte nämlich zum Ausdruck gebracht werden, daß der Souverän sein Land nicht verläßt, sondern die ihm am Hofe der Brauteltern in Stellvertretung Angetraute am eigenen Herrschersitz erwartet.

Aber merkwürdig genug. Längst waren die festlichen Hochzeitsfeierlichkeiten verrauscht, zu welchen sich der König selbst und der ganze Hof eingefunden hatten. Luise Christine jedoch machte keinerlei Anstalten zur Abreise. So mußte sich Ferdinand Maximilian abermals nach Paris auf den Weg machen, um seine junge Frau nach einem bereits vor vier Monaten gegründeten, aber immer noch getrennten Ehestand endlich heimzuführen. Die Flitterwochen wollte er auf Schloß Mahlberg verbringen, dann seinen jungen Hausstand im Neuen Schloß zu Baden-Baden einrichten und seinem Vater in den Regierungsgeschäften helfen. Sogar die Reisekutsche für die gemeinsame Heimfahrt war bereits bestellt — sie scheint übrigens ein halbes Vermögen gekostet zu haben.

Der junge Ehemann hatte allerdings nicht mit seiner ränkesüchtigen Schwiegermutter gerechnet, einem wahren Musterbeispiel ihrer Gattung. Sie allein bestimmte das weitere Schicksal seiner tragikomischen Ehe. Nichtige Gründe dienten Maria von Bourbon zum Vorwand, die Abreise ihrer Tochter immer wieder

hinauszuzögern. Und Luisa selbst scheint an ihrem Gemahl wenig Gefallen gefunden zu haben, der mit seinen breiten Gesichtszügen und seiner massigen Körperlichkeit wohl nur schlechte Figur unter den Kavalieren von Paris gemacht haben wird. Wir kennen jene aufschlußreiche Bemerkung in den Tagebüchern des Abtes von St. Georgen im Schwarzwald, die in lakonischer Kürze besagt, daß die unförmige Gestalt des Markgrafen die Franzosen zum Spott gereizt und das Unglück der Ehe verschuldet hat.

Der große weltstädtische Lebensstil und das elegante Treiben der Seinestadt werden für die junge Prinzessin zudem verlockender gewesen sein, als ein ständiger Aufenthalt in dem vom jahrelangen Krieg verwüsteten „nebligen und kalten Germanien“, der ihr wie eine lebenslängliche Verbannung erscheinen mochte. Kurz und gut, auch Luisa Christina weigerte sich schließlich, den mütterlichen Palast, einen der prächtigsten Höfe des damaligen Pariser Gesellschaftslebens, mit dem unbekanntem Schloß im badischen Ländchen zu vertauschen.

Ferdinand Maximilian, nach wie vor in unbesirrter Liebe seiner Gemahlin zugetan, sah also keinen anderen Ausweg, als bei ihr im Hôtel de Soissons zu bleiben, ohne freilich die Hoffnung auf eine gemeinsame Heimkehr aufzugeben. Alsbald sollte mit der bevorstehenden Niederkunft Luisa Christinas jedoch ein Umstand eintreten, der den heiß ersehnten Tag der Abreise in noch weitere Ferne rückte. Daß sein Kind in Paris, anstatt auf dem Stammsitz seiner Ahnen zur Welt kommen sollte, wird dem badischen Markgrafen zu aller Kümmernis das hartgeprüfte Herz nur noch schwerer gemacht haben.

Am 8. April 1655, vor jetzt genau dreihundert Jahren, wurde ihm der erste und letzte Nachkomme aus dieser recht merkwürdigen Ehe geboren. Es war ein Sohn und sollte Ludwig Wilhelm heißen: Louis nach seinem Taufpaten, dem König von Frankreich; den zweiten Namen übernahm er vom

Großvater, dem Markgrafen Wilhelm. Die in damaligen Fürstenhäusern übliche Nottaufe, die eigentliche fand erst 1656 in Baden-Baden statt, empfing Ludwig Wilhelm in der Kapelle des Hôtel de Soissons. Der glückliche Vater ließ auf das freudige Ereignis von dem bekannten Medailleur und Kupferstecher Georg Pfründt eine ovale Silbermedaille modellieren, von der sich ein Exemplar im Münzkabinett des Badischen Landesmuseums befindet (Abb. 3). Der Entwurf geht auf eine eigenhändige Zeichnung Ferdinand Maximilians zurück, die sich in seinem „Devisenbuch“ im Generallandesarchiv Karlsruhe erhalten hat. Auf ihrer Vorderseite zeigt die Schaumünze das Portrait des damals dreißigjährigen Markgrafen im Profil mit Perücke und gepanzertem Brustschild. In dem „TANDEM“ (Endlich) aber der mit Lorbeer- und Palmzweigen gezierten Rückseite, das den großen Initial L (= Ludwig) begleitet, mochte nicht nur die väterliche Freude über die Ankunft des Stammhalters zum Ausdruck kommen, sondern vielleicht auch die Zuversicht mit anklingen, jetzt endlich auch das letzte Hindernis einer baldigen Rückkehr nach Baden mit Frau und Kind beseitigt zu wissen.

Obgleich Luise Christine vom Wochenbett längst wieder genesen war, zeigte sie sich den beharrlichen Reiseplänen ihres Gemahls nach wie vor unzugänglich. Für Ferdinand Maximilian wurde der Aufenthalt in Paris nun immer unleidlicher, so daß er schließlich dem Hôtel de Soissons und der Stadt den Rücken kehrte. Aus diesen Tagen hat sich uns ein Bericht erhalten, der ein erschütterndes Schlaglicht auf seine damalige verzweifelte Lage wirft: „Der arme Prinz von Baden tut aller Welt leid. Madame, seine Frau, kennt nun die Absichten Madames, ihrer Mutter, und will auf keinen Fall nach Deutschland gehen, sogar ihren Gatten nicht sehn. Er hat sich nach Vannes zurückgezogen mit dem Kind und will nicht abreisen, bevor er seine für die Mitgift gemachten Schulden bezahlt hat, die sich auf gut und gern 100 000 Taler belaufen.



Abb. 2. Maria Luisa Christina von Savoyen-Carignan, Mutter des Türkenlouis

Er hoffte, es mit der Mitgift seiner Frau tun zu können, konnte aber nichts bekommen und hat Geld aus Deutschland verlangt. Wer ihn kennt, achtet seinen Verstand, seine Höflichkeit und seine Rechtschaffenheit."

Als dann die Nachricht von der Erkrankung seines Schwiegervaters die Prinzessin von Carignan mit ihrer Tochter an den Hof nach Turin rief und im Hôtel de Soissons niemand mehr zurückblieb, an den der unglückliche Ehemann seine freilich auch schon vorher unbeantwortet gebliebenen Bittbriefe hätte richten können, da entschloß sich Ferdinand Maximilian im Herbst 1655 zur Abreise. Nur

sein kleines Söhnchen folgte dem bitter Enttäuschten nach Baden. Eine alte Überlieferung, von der uns schon Fürst de Ligne, der erste Biograph des Türkenlouis, Kunde gibt, will allerdings von einer „Entführung“ des Knaben wissen⁴⁾. Angeblich soll dabei der savoyische Edelmann Lassolaye behilflich gewesen sein, „der unter dem Vorwand, seinen Bruder, den Kammerjunker der Markgräfin, zu besuchen, den lächerlichen Auftrag vollzog, und den Prinzen entführte“. Diese Legende erscheint wenig glaubwürdig, läßt sich doch allein schon dem vorhin zitierten Bericht entnehmen, daß Ferdinand Maximilian sein Kind

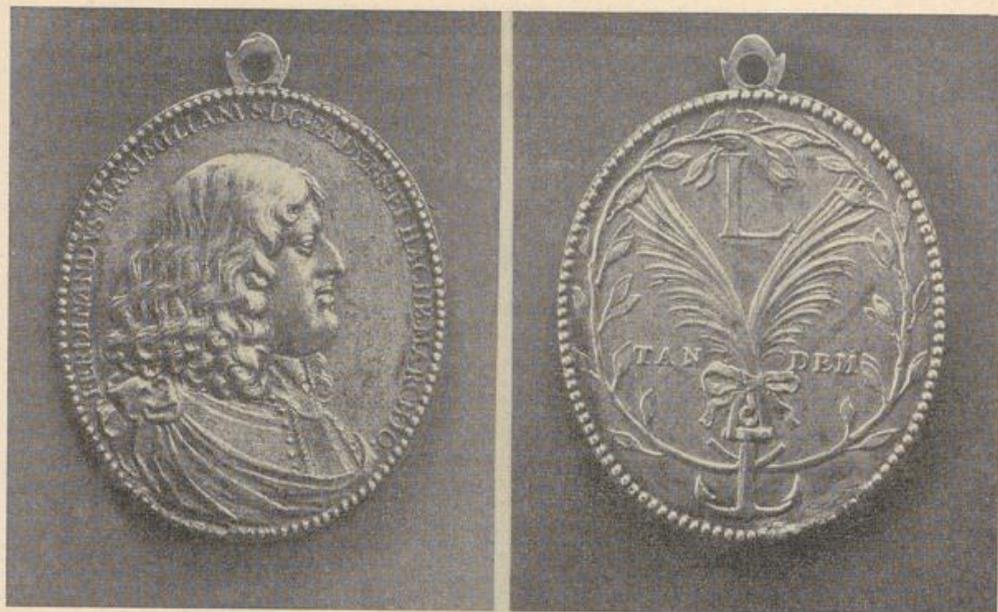


Abb. 3. Ferdinand Maximilians Gedenkmünze zur Taufe seines Stammhalters

bereits in Varenne bei sich hatte. Lassolaye jedenfalls begegnen wir wenig später als Kammerherr in markgräflichen Diensten auf Schloß Baden-Baden, wo er sich vornehmlich der Gartenkunst widmete. Noch im gleichen Jahre 1655 soll er die Anlage der Lichtentaler Allee begonnen haben, als deren eigentlicher Schöpfer Lassolaye gilt.

Alle weiteren Versuche Ferdinand Maximilians, in die sich mehrere Höfe und sogar Papst Alexander VII. vergeblich einschalteten, seine störrische Gattin doch noch zur Übersiedlung nach Baden zu bewegen, blieben ohne Erfolg. Die Eheleute haben einander nie mehr gesehen. Bis zu seinem frühen Tode, vierzehn Jahre lang, lebte der Vater des Türkenlouis gleichsam wie ein Witwer und seine Frau wie eine Witwe. Noch Jahre später war Markgraf Ferdinand Maximilian trotz aller kränkenden Erfahrungen bereit, seine Gemahlin bei sich aufzunehmen. Sie aber blieb bis an ihr einsames Lebensende unnachgiebig

an der Seite ihrer Mutter im Hôtel de Soissons. Zuletzt war Luisa Christina bei Ludwig XIV. noch in Ungnade gefallen, der sie sogar aus Paris verbannen wollte.

Auf diese Weise war Ludwig Wilhelm zu einer mutterlosen Kindheit verurteilt. Zu allem Unglück sollte er in frühester Jugend auch noch den Vater verlieren. Im Spätherbst 1669 besuchte Markgraf Wilhelm in Begleitung seiner beiden Söhne Leopold Wilhelm und Ferdinand Maximilian und seines Enkels den Kurfürsten Karl Ludwig auf Schloß Heidelberg, den Vater der berühmten Liselotte von der Pfalz, die zwei Jahre hernach als Herzogin von Orléans und Schwägerin des Königs am Versailler Hof ihren Einzug hielt. Auf der gemeinsamen Fahrt zur Jagd ging damals in der Enge des Wagens plötzlich eine Flinte los und zerschmetterte Ferdinand Maximilian die Hand. Nach wenigen Tagen stellte sich Wundbrand ein, und am 4. November 1669 erlag der Vater des Türkenlouis

im Al
Verletz
durch
waffe
zehnte
Bruder
men.

Aus
in der
Pastell
Wilhel
thäus
das Pe
Schleif
schmä
so bli
aus d
Abges
das f
louis

166
Oberl
gegen
herrn
Nach
ihn m
zende
mals
bürge
und
zurü
chen
seine
pfälz
heut
gren
Ludw
die
an
chris
wac
A
Lud
Fein
Tau

im Alter von vierundvierzig Jahren seinen Verletzungen. Auf ähnlich tragische Weise, durch unvorsichtige Handhabung der Schußwaffe bei der Jagd, war bereits zwei Jahrzehnte zuvor Ferdinand Maximilians jüngerer Bruder Wilhelm Christoph ums Leben gekommen.

Aus dem Todesjahr des Vaters hat sich in der Karlsruher Kunsthalle eine farbige Pastellzeichnung mit dem Brustbild Ludwig Wilhelms von der Hand des jüngeren Matthäus Merian erhalten. Mit schmalem Gesicht, das Perücke, weißes Spitzenhalstuch und rote Schleife aufs reizvollste umrahmen, um die schmächtiige Schulter und Brust den Harnisch, so blickt uns der kaum vierzehnjährige Knabe aus dem Oval des Blattes entgegen (Abb. 4). Abgesehen von einer Bildnismedaille, ist es das früheste Porträt, das wir vom Türkenlouis kennen.

1689, genau zwei Dezennien später, als Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres gegen die Türken auf der Höhe seines Feldherrnruhmes, erreichte Ludwig Wilhelm die Nachricht vom Tode seiner Mutter. Sie wird ihn nicht sonderlich berührt haben. Nach glänzenden Siegen war es dem Türkenlouis damals gelungen, fast ganz Ungarn mit Siebenbürgen und weite Landstriche von Serbien und dem heutigen Rumänien dem Kaiser zurückzugewinnen, indessen daheim zur gleichen Zeit das Stammschloß und alle Städtchen seiner Markgrafschaft in den Flammen des pfälzischen Erbfolgekrieges aufgingen. Noch heute hält die weit über die engeren Landesgrenzen hinaus berühmte „Türkenbeute“ Ludwig Wilhelms im Badischen Landesmuseum die Erinnerung an seine glorreiche Beteiligung an dem welthistorischen Abwehrkampf des christlichen Abendlandes gegen den Halbmond wach⁵⁾.

Am Hofe Ludwigs XIV. geboren, sollte Ludwig Wilhelm später einer der erbittertsten Feinde des Sonnenkönigs werden. Wie seinen Taufpaten und großen Gegenspieler, so hat

der Türkenlouis auch die eigene Mutter sein ganzes Leben lang nie mehr zu Gesicht bekommen und niemals wieder seit seiner „Entführung“ aus Paris sein Geburtshaus, das Hôtel de Soissons, betreten.

Über die denkwürdige Geschichte und bedeutendsten Bewohner dieses prachtvollen Spätrenaissancebaus sei noch kurz berichtet. Einst vorübergehend sogar königliche Residenz, ist der Palast heute längst verschwunden. Schon zu Ende des 12. Jahrhunderts erhob sich an gleicher Stelle ein adeliger Wohnsitz, das Hotel de Nesles. 1572, im Jahr der bekannten Bartholomäusnacht, mußte das mittelalterliche Bauwerk einem Neubau Platz machen, eben jenem Hôtel Soissons, das sich Katharina von Medici, die Witwe König Heinrichs II., von ihrem Architekten Jean Bullant errichten ließ. Die Urheberin jener berüchtigten „Pariser Bluthochzeit“ gab damals einem Aberglauben nach, befahl die Einstellung aller weiteren Arbeiten an dem acht Jahre zuvor von Delorme nach großartigen Plänen begonnenen Tuilerienschloß und zog 1575 in den wesentlich bescheideneren Bau Bullants. 1606 kam das Palais in den Besitz Charles von Bourbon, des Grafen von Soissons, des Großvaters Luisa Christinas, nach dem es fortan seinen Namen führte.

Ein halbes Jahrhundert später, als Markgraf Ferdinand Maximilian im Hôtel de Soissons logierte, war es nicht nur der größte Adelsitz der Stadt, sondern der gesellschaftliche Mittelpunkt von ganz Paris. Inmitten herrlicher Gärten gelegen, von unzähligen Springbrunnen und Statuen umsäumt, war dieser Palast aufs üppigste ausgestattet, an dessen Pracht, wie der Herzog von Saint-Simon in seinen Memoiren erzählt, nichts in der Welt heranreichte. Fest folgte auf Fest, und es verging fast kein Tag, an dem nicht der König selbst Gast des Hauses war. Wohnte doch hier Olympia Mancini, eine Nichte des allgewaltigen Kardinals Mazarin, die das Herz des jungen Königs entflammt hatte und die Lud-



Abb. 4. Ludwig Wilhelm im 15. Lebensjahre

Pastell von Matthäus Merian

wig XIV. zur Surintendante des königlichen Hauses und damit zur ersten Dame des Hofes ernannte. Daß die schöne und kluge Italienerin auch noch die Geliebte des Königs blieb, als dieser aus gewichtigen politischen Gründen Maria Theresia von Spanien zur

Frau genommen hatte, war ein offenes Geheimnis. Und Olympia, die als Gemahlin des Prinzen Eugen Moritz von Savoyen-Carignan, dem Bruder der Gattin Ferdinand Maximilians, ins Hôtel de Soissons eingezogen war, sah ihrerseits in den eigenen ehelichen

Banden
rösen

So
daß an
dem I
zur W
auch
Reichs
Sohn
später
Türke
kurz
Savoy
nen
leben

Üb

Soiss
beide
Welt
zeitg
graph
sée
im A
mutl
zeigt
anla
zeln
gelo
tekt
zug
gezo
von
im
Qu
höh
gro
dag
plas
sam
ein
Ge
ein
tei
du
br
de

Banden ebensowenig ein Hindernis des amorösen Verhältnisses.

So hat es ein seltsames Schicksal gefügt, daß am 18. Oktober 1663, acht Jahre nachdem Ludwig Wilhelm im Hôtel de Soissons zur Welt gekommen war, an derselben Stätte auch sein Cousin, der nachmals berühmte Reichsfeldmarschall Prinz Eugen, als fünfter Sohn Olympias geboren wurde. Zwanzig Jahre später, in den weltgeschichtlichen Stunden der Türkenbefreiung Wiens von 1683, sollte der kurz zuvor aus Paris geflüchtete tatenlustige Savoyer in dem älteren badischen Vetter seinen ersten militärischen Lehrmeister und lebenslangen Waffengefährten finden.

Über die bauliche Gestalt des Hôtel de Soissons zur Zeit, als unter seinem Dach die beiden großen Türkensieger das Licht der Welt erblickten, geben heute nur noch einige zeitgenössische Stiche Auskunft. Eine dieser graphischen Darstellungen, die jetzt das Musée Carnavalet in Paris verwahrt, sei hier im Abbild wiedergegeben (Abb. 1). Das vermutlich von Israel Silvestre gestochene Blatt zeigt die Fassade der zweigeschossigen Palastanlage, deren Gesamterscheinung durch einzelne, voneinander abgesetzte Pavillons aufgelockert wird — ein für die französische Architektur überhaupt charakteristischer Wesenszug. Im Zentrum präsentiert sich das tief eingezogene dreiteilige Corps de logis, flankiert von schmalen Seitenflügeln, an die beiderseits im rechten Winkel unterschiedlich gestaltete Querbauten anschließen. Der linke ist etwas höher und weist über einem Arkadengeschöß große rechteckige Fenster auf; am rechten dagegen erscheinen beide Stockwerke durch plastische, die einzelnen Fensterbahnen zusammenfassende Rahmenauflagen stärker miteinander verbunden. Zwischen den beiden Geschossen verläuft über die gesamte Fassade ein doppelter Gurtsims, der die einzelnen Bauteile zu einer Einheit verschmilzt. Diesen durchgehenden horizontalen Duktus unterbricht nur der Mittelrisalit des Hauptgebäudes, dessen Wandgliederung auch sonst auf-

fallende Abweichungen erkennen läßt, die seine beherrschende Stellung noch unterstreichen. Zu beiden Seiten des überaus breiten, bis zum Kranzgesims hinaufreichenden Rundbogenfensters, stoßen zwei ädikulenartige Anbauten weit aus der Front in den Vorhof hinein, deren kartuschengeschmückte Dreiecksgiebel auf antikisierenden Eckpfeilern ruhen.

Ebenso in die Augen springend ist die eigenwillige Dachbekrönung, deren strenge Dreiteilung die Fassadengliederung übernimmt und zugleich betont. Mit ihren steilen Abwalmungen und gebrochenen Flächen, den reichverzierten Gauben und überhöhten Schornsteinen, verleiht sie dem ganzen Bau eine malerische Silhouettenwirkung von seltsam bizarrem Reiz. Derartige steilauftragende Dächer mit vielfach unterteiltem First sind für den französischen Schloßbau schon von der Gotik her bezeichnend.

Eine niedrige Mauer mit Blendarkaden und reichverzierter Rollwerk-Balustrade auf kräftigem Konsolgesims verbindet die beiden Flügelbauten und schließt die Cour d'honneur nach vorne ab. Nur in der Hauptachse gibt sie den Blick auf mehrere weitgeöffnete Tore frei. Im Ganzen betrachtet, entspricht unser Palais jenem Bautypus des städtischen Feudalsitzes, den man im Gegensatz zum herrschaftlichen Landschloß in Frankreich seit dem Mittelalter Hôtel zu nennen pflegte.

Zuletzt sei noch mit ein paar Worten jener reichkannelierten Säule gedacht, die Katharina von Medici gleichzeitig mit dem Palast errichten ließ. Mit ihren dreißig Metern ragt sie auch auf unserer Ansicht hinter den Dächern gewaltig in die Höhe. Der Legende zufolge soll sie einst dem Astrologen der Königin, Ruggieri, als Sternwarte gedient haben. Über quadratischer Plattform von einem kleinen Rundtempel mit Kuppel und zierlicher Laterne bekrönt, erinnert sie in ihrer Erscheinung an spätrömische Triumphsäulen. Wie die beiden Ädikulen am Mittel-



Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden

Schabkunstblatt von Elias Christoph Heiß, Bad. Landesmuseum Kthe.

pavill
italien
doch
franz
derts,
Rena
Ange
Italie
Bautä
Arch
bung

Zu
meist
aus
eines
von
Wie
folgt
gese
Mod
neu
End
unse
es v
Ver

S
Geb
und
Get
Mé
gef
bes
lich
geb
vie

18
un
Bl
ru
„a
rin
ein
Ze
üb

pavillon beweist auch diese dorische Säule die italienische Schulung ihres Erbauers. Gehört doch Jean Bullant zu jener bekannten Gruppe französischer Baukünstler des 16. Jahrhunderts, die auf dem Weg über die italienische Renaissance auf die Antike zurückgriffen. Angeregt durch die theoretischen Werke der Italiener, haben sie neben ihrer vielseitigen Bautätigkeit auch in zahllosen einflußreichen Architekturbüchern ihre eigenen Kunstbestrebungen schriftlich niedergelegt.

Zum gleichen Schicksal verurteilt wie die meisten, an historischen Erinnerungen so überaus reichen Adelspaläste dieser Stadt, war eines schönen Tages auch das Hôtel de Soissons aus der Mode gekommen. Die vornehme Welt von Paris traf sich jetzt in anderen Salons. Wie schon des öfteren zuvor und auch in folgenden Zeiten immer wieder, wechselte der gesellschaftliche Schwerpunkt, einer plötzlichen Modelaune gehorchend, über Nacht in ein neues Stadtviertel hinüber. So war es seit dem Ende des 17. Jahrhunderts immer stiller um unser Palais geworden. Nach und nach scheint es von seinen Besitzern dann überhaupt dem Verfall preisgegeben worden zu sein.

Schließlich erwarb die Stadt Paris das Gebäude, ließ seine alten Mauern niederreißen und errichtete 1762 an gleicher Stelle eine Getreidehalle. Der nach Plänen von Camus de Mézières über kreisrundem Grundriß aufgeführte schlichte Zweckbau entbehrte jedes besonderen architektonischen Reizes. Lediglich das hölzerne Gebälk der 1802 abgebrannten Kuppel galt seinerzeit als ein vielbewundertes Meisterwerk. In den Jahren 1888/89 wurde die alte „Halle au Blé“ unter Beibehaltung ihrer großen Rotunde von Blondel zur jetzigen Handelsbörse an der rue Viarmes umgebaut. Nur die mächtige „astronomische“ Säule aus der Zeit Katharinas von Medici, an deren Basis man später eine Brunnenanlage installierte, hat alle Zerstörungen und baulichen Veränderungen überdauert. Als einziger Rest des ehemaligen

Hôtel de Soissons erinnert sie noch in unseren Tagen den Eingeweihten an eine für die Geschichte Badens recht denkwürdige Stätte.

Anmerkungen

1) Vorstehend abgedruckte Stelle ist einer der beiden Erziehungsinstruktionen entnommen, die sich im Badischen Generallandesarchiv Karlsruhe befinden. — Vgl. Albert Krieger: Zwei Instruktionen des Markgrafen Ferdinand Maximilian von Baden-Baden für die Erziehung seines Sohnes Ludwig Wilhelm, Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, NF. IV (43), 1889, p. 76 ff.

2) Ihre Geschichte ist ausführlich geschildert bei Gaudenzio Claretta: Relazioni politiche e dinastiche dei Principi di Savoia coi Margravi di Baden. Torino 1887. — Vgl. auch die einschlägigen Abschnitte bei Otto Flake: Türkenlouis — Gemälde einer Zeit, Berlin 1937.

3) „Officium Beatae Mariae Virginis“, Manuscriptum latinum 10567 K 8, Paris Bibliothèque Nationale.

4) Prinz de Ligne: Feldzüge des Prinzen Ludwig von Baden in Ungarn und am Rhein, Dresden 1799.

5) Vgl. Ernst Petrasch: Die Geschichte der türkischen Trophäensammlung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, Bd. 100, 1952, p. 566 ff.

* * *

Sonne überm See

Nebenhänge sanft sich neigen,
gleiten zum Gestade nieder,
gleichen Klanges, aufwärts wieder
grüne Hügelwogen steigen.

Mühseloses Wellenschwingen
klingt auch fort im Uferrande,
der sich mit geflochtenem Bande
um das Wogenblau will schlingen.

Wie in eine weite Schale
strömen in den See die Fluten
reichen Lichtes brausend ein.

Bis er dann mit einem Male,
überfüllt von Glanz und Stuten
ruht, — gestillt im eignen Sein.

Max Rieple



Johann Jakob Arhardt, Selbstbildnis

Johann Jakob Arhardt

Zum 280. Todestag des Künstlers und Technikers

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe

Am 18. November letzten Jahres waren es 280 Jahre, daß der Durlacher und Straßburger Baumeister, Zeichner und Techniker Johann Jakob Arhardt die Augen für immer schloß. Obwohl im 17. und 18. Jahrhundert die künstlerische Hinterlassenschaft des Meisters allseits begehrt war, sind uns heute von seinen umfangreichen Arbeiten nur noch zwei Handschriften erhalten, die 1769 der Frankfurter Patrizier Johann Friedrich von

Uffenbach der Universitätsbibliothek Göttingen vermachte. Im Jahre 1914 konnte der damalige städtische Archivar von Karlsruhe, Dr. Erwin Vischer, im Auktionskatalog einer Kunsthandlung zwei Architekturzeichnungen Arhardts vom Jahre 1652 entdecken. Hans Rott, dem 1942 verstorbenen Direktor der Bad. Landessammlungen, gelang es, mit Hilfe von alten, aus der Zeit vor 1689 stammenden Grundrissen der Plansammlung des Badischen

Durch
der D
Do ne
Dem
"Noch
"jetz
Do se
unn b
"Des
des so
des a
Der n

Ich
gen z
im Sp
sind.
und
etwa
ein
jener
Ich
bin n
kenl

Das

V
letz
den
muß
an
Erd
Hei
auf
stel
Hü

Vo
zur
sch
wie

fal
no
ser
da
de
gr

Durch selli bittri Lehr is heut
 der Doni öwver g'wißt unn g'scheit.
 Do neulst (= neulich) wor vom Jörch die Schbrooch:
 Dem red't mer sauwri G'schichte nooch. —
 „Noo(n) Doni“, fengt do aaner oo(n),
 „Jez sooch, was hiltst (= hältst) dann du
 Do secht der Doni voller Ruh (deroo(n))?“ —
 unn blinzelt fringstrüm (= ringsherum) alle zu:
 „Des, daß der Jörch an Schbixbu is,
 des sooch i nit als wöhr un g'wiß;
 des aane nar, des sooch i euch;
 Der wu mer's secht, dem glaawi's gleich!“

Ich bin mir bewußt, daß meine Ausführungen zu dem Thema „Das badische Frankenland im Spiegel ihrer Dichter“ nur bruchstückhaft sind. Sie sagen vom badischen Frankenland und seinem Zauber nicht viel mehr, als uns etwa die Probierrmaße einer Schneiderin, die ein Kleid zuschneidet, von der Schönheit jener Frau sagen, die das Kleid tragen wird. Ich konnte nur Andeutungen geben und bin mir bewußt, daß man im badischen Frankenlande leben muß, mit sehenden Augen

und mit offenem Herzen, wenn man den Segen verspüren will, den es für uns bereit hat. Damit mögen sich die trösten, die dort noch nicht ganz heimisch geworden sind und vielleicht in diesem Beitrag eine kleine Hilfe finden. Die Einheimischen aber fanden vielleicht doch den einen oder anderen Hinweis auf Schönheiten oder Segnungen ihrer Heimat, die sie dankbar stimmen. Vielleicht verlocken diese Zeilen aber auch den einen oder anderen dazu, mit dem Lied unseres badischen Dichters Viktor von Scheffel „zu guter Sommerzeit ins Land der Franken zu fahren!“

Ich weise in diesem Zusammenhang hin auf meine Abhandlungen „Der Schriftsteller Benno Rüttenauer und seine badisch-fränkische Heimat“ in Nr. 2/1935 und „Wilhelm Weigand und seine badisch-fränkische Heimat“ in Nr. 4/1937, sowie „Mundartdichter Wilhelm Kraft“ in Nr. 9/1954 von „Mein Boxberg“, Jahreshefte des Heimatvereins Alt-Boxberg.

Fundgrube der Heimat

Das letzte Feldgrab im Schwarzwald

Von den vielen deutschen Soldaten, die noch in letzten Kriegstagen 1945 in den Tälern und auf den Höhen des Schwarzwaldes ihr Leben lassen mußten, liegt nur noch einer, fast 10 Jahre danach, an der Stelle, wo ihn seine Kameraden einst in die Erde betteten. Es ist der ostpreußische Feldwebel Heinz Neidhard, dessen Grab immer gut gepflegt, auf der Nockhöhe bei Sommerau liegt. Noch immer steht das einfache Birkenkreuz auf dem flachen Hügel, ruft der darüber gestülpte Stahlhelm allen Vorübergehenden, die vom Hirzwald kommen oder zur Höhe zu ihm steigen, die Erinnerung an jene schreckensvollen Tage wach, die schon so manche wieder vergessen haben.

Die Bauersleute Dold und Nock, welche den Gefallenen kurz vor seinem Tode am 23. April 1945 noch bei sich sahen, che ein Granatvolltreffer diesem jungen Ostpreußen das Leben nahm, pflegen das Grab wie das eines ihrer Angehörigen. Und deshalb auch hat der Bund für Deutsche Kriegsgräberfürsorge es ausnahmsweise genehmigt, daß

dieses wohl letzte Feldgrab des Schwarzwaldes bisher nicht von der allgemeinen Umbettung erfaßt wurde.

Es ist auch nicht einsam. Keinen Wanderer auf dem stillen Höhenwege gibt es, der nicht einen Augenblick an diesem Mahnmal verweilt und nie ist der Hügel zur grünen Jahreszeit (oft tun es Kinderhände) ohne Blumenschmuck. Weihnachten bringt jedesmal ein damals junger Soldat, getreu einem Gelübde, als er bei seiner glücklichen Heimkehr kurz vor seinem Heimathause an diesem Kameradengrab vorbeikam, dem ihm unbekanntem Toten einen geschmückten Christbaum.

1953 meldete sich erstmals auch die Frau des Gefallenen, die lange Zeit nichts von dem Schicksale ihres Mannes wußte. Mit ihrem einzigen Sohne lebt sie in bescheidenen Verhältnissen in der Ostzone und in ihren Briefen, welche die Pflegeeltern des Grabes bekamen, lebt immer wieder der Wunsch, einmal am Grabe ihres Mannes weilen zu dürfen. gkr

Geschichte eines Bildes

(unser Umschlagbild von Heft 1/1955)

Der Freiherr Joseph von Laßberg pflegte als Besitzer der Meersburg von Zeit zu Zeit in seinem Schloß die Honoratioren und Beamten des Städtleins einzuladen. So war es auch zu seinem Geburtstag am 10. April 1854, als er die ehrsamem Bürger zum Abendessen und zu einem Glas Wein eingeladen hatte. Auf die angegebene Zeit schritt auch der Amtsrevisor Emil Dörflinger, mein Großvater, über die hölzerne Zugbrücke vor dem alten Schloß und zog die Klingel am Tor- eingang. Bald waren alle geladenen Gäste beisammen und der alte 84jährige Freiherr mit seinem langen wallenden Bart und den Locken, die ihm bis auf die Schultern fielen, bot ihnen allen einen herzlichen Willkomm. Das Essen begann, der Meersburger funkelte in den Gläsern, die Stimmung stieg. Der Schloßherr sprach von diesem und jenem und kam wohl auch auf seine besondere Liebhaberei zu sprechen, nämlich auf seine so reiche Sammlung mittelalterlicher Handschriften, besonders der des Nibelungenliedes¹⁾, die er in Wien entdeckt hatte in dem Augenblick, da ihr Besitzer sie einem Engländer hatte verkaufen wollen. Doch ihm, dem Freiherrn, war es gelungen, die alte Handschrift für sich zu erwerben und sie so dem deutschen Vaterlande zu erhalten. Jetzt lag sie wohl verwahrt in einem besonderen Schrein im Handschriftensaal seines Schlosses. Im Laufe des Abends eröffnete der Schloßherr seinen werten Gästen, daß er noch eine besondere Überraschung für sie habe. Da bei seinem hohen Alter seine Jahre ja gezählt seien, wolle er jedem noch ein Andenken an diesen Tag schenken. Er zeigte ihnen eine Lithographie, die er von sich hatte machen lassen und die er für seine Gäste bestimmt hatte. Im Jahre vorher, am 30. Oktober 1853, hatte er sich von einem Künstler namens Lauchert zeichnen lassen. Nach dieser Zeichnung war das Porträt in Stuttgart von C. Deis gestochen und beim Lithographen Niederbühl gedruckt worden. Ja, das war der alte Freiherr, wie er lebte und lebte: der charakteristische Kopf mit dem bis auf die Schulter wallenden weißen Haar, mit dem langen, zweigeteilten Bart, mit den buschigen Augenbrauen, der länglichen Nase, den hellen, vor sich hinschauenden nachdenklichen Augen, die gewölbte Stirne bedeckt von einem schwarzen Sammetkappchen. Als Kleidungsstück

trug der alte fürstenbergische Forstmeister eine Art Jägerrock mit zwei Reihen Knöpfen. Und nun erhob sich der Freiherr und übergab jedem seiner Gäste solch ein Bild; bewegt nahm der Amtsrevisor Dörflinger das seine, um es alsbald rahmen zu lassen und ihm einen Ehrenplatz in seiner Stube zu geben. Man brach auf und dankte nochmals dem edlen alten Herrn mit Händedruck für die feine Geburtstagsgabe, die er seinen Gästen gestiftet hatte, und keiner von ihnen ahnte wohl, daß dies des Freiherrn letzter Geburtstag sein sollte.

Auf dem Bilde aber, das heute noch in meinem Besitze ist, brachte eine kundige Hand in gleicher Schrift unter das Geburtsdatum von geb. 10. April 1770 die Ergänzung an: gest. 15. März 1855.

(Aus den Erinnerungen unseres Mitglieds, des Pfarrers Prof. Otto Dörflinger, dessen Vater noch von Annette v. Droste-Hülshoff als kleiner Bub durch das Schloß getragen wurde und dessen Aufzeichnungen wir seiner Witwe in Freiburg verdanken.)

¹⁾ Die Handschrift kam nach dem Tode des Freiherrn an die Fürstl. Fürstenbergische Bibliothek in Donaueschingen, deren kostbarster Besitz sie heute noch ist.

Der Nikolausbildstock im Heidelberger Stadtwald

Wie die ganze Pfalz ist auch Heidelberg arm an Bildstöcken. Alle früher vorhandenen wurden beim Bildersturm unter Kurfürst Friedrich III. (1559 bis 1576) restlos vernichtet. Die Erinnerung an sie wird durch Flurnamen noch wachgehalten.

Die ganze Heidelberger Bevölkerung hängt heute mit besonderer Liebe an ihrem „Nikele“ im Stadtwald bei den „Drei Eichen“. Dieser Bildstock trägt die Inschrift „O heiliger Nikolaus, bitt für uns. Aufgebawet von Leonardo Schreiber, zu der Zeit Stattforstmeister im Jahre 1747 HR.“ Der damalige Stadtförstmeister, der bis zum Jahre 1780 im väterlichen Haus, dem sogenannten „Schreibershof“ in der Kanzleigasse wohnte, ließ den Bildstock zum Dank für Errettung aus Blitzgefahr errichten. Er hatte bei einem schweren Gewitter unter einer mächtigen Eiche Schutz gesucht. Ein Blitzstrahl zerschmetterte den Baum, ohne den Forstmeister zu verletzen. Dieser hatte in der schweren Gefahr den heiligen Nikolaus, den Wasser- und Gewitterheiligen, um Schutz und Hilfe angefleht.

Jenny von Laßberg, die Jugendfreundin Wilhelm Grimms

Von Wilhelm Schoof, Willingshausen

Maria Anna (Jenny) von Laßberg, geb. von Droste-Hülshoff, war die älteste von den beiden Töchtern des Freiherrn Clemens August von Droste-Hülshoff und der Freifrau Therese Luise geb. von Haxthausen und 1795 in Hülshoff bei Münster geboren. Im Jahre 1834 verheiratete sie sich mit dem 64jährigen Germanisten Freiherrn Josef von Laßberg zu Eppishausen im Thurgau, dem Freunde Jacob Grimms.

Schon als Kind weilte sie alljährlich mit ihrer Schwester Annette oft den ganzen Sommer bei ihren Großeltern in Bökendorf in Westfalen und stand mit ihren fast gleichaltrigen Tanten Ludowine und Anna von Haxthausen in einem besonders innigen Verhältnis. Wilhelm Grimm, der mit ihrem Onkel Werner von Haxthausen befreundet und zum Zweck der Märchengewinnung seit dem Sommer 1811 wiederholt dort zu Besuch war, lernte die damals 18jährige Jenny von Droste-Hülshoff bei seinem zweiten Besuch in Bökendorf im Juni 1813 kennen. Er berichtete darüber am 28. Juli an seinen Bruder Jacob: „Sie haben mich alle freundschaftlich empfangen und die ganze Zeit behandelt. Es war eine große Gesellschaft, eine verheiratete von Droste-Hülshoff aus Münster und zwei Mädchen, wovon die älteste, Jenny, etwas recht Angenehmes und Liebes hatte . . . Ich habe die Zeit angenehm zugebracht, Märchen, Lieder und Sagen, Sprüche usw. wissen sie die Menge. Ich habe eine ganz gute Partie aufgeschrieben. Ich müßte etwa 4—6 Wochen da sein, um alles ruhig und genau aufschreiben zu können. Eins stört immer das andere mit Besserwissen, Gespräch dazwischen usw. Die beiden Fräulein aus dem Münsterland wußten am meisten, besonders die jüngste (Annette von Droste-Hülshoff). Es ist schade,

daß sie etwas Vordringliches und Unangenehmes in ihrem Wesen hat, es war nicht gut mit ihr fertig werden. Sie ist mit 7 Monat auf die Welt gekommen und hat so durchaus etwas Frühreifens bei vielen Anlagen. Sie wollte durchaus brillieren und kam von einem ins andere. Doch hat sie mir fest versprochen, alles aufzuschreiben, was sie noch wisse, und nachzuschicken. Die andere (Jenny von Droste-Hülshoff) ist ganz das Gegenteil, sanft und still. Die hat mir versprochen zu sorgen, daß sie Wort hält.“

Zum Dank für ihre freundliche Unterstützung widmete er Jenny von Droste-Hülshoff bei seinem Abschied von Bökendorf am 25. Juli 1813 ein von ihm selbst verfaßtes Märchen. Sie hat von allen Damen des Bökendorfer Märchenkreises seinem Herzen am nächsten gestanden. Es war wohl mehr als nur das gemeinsame Interesse an den Märchensammlungen, was die beiden verband. „Wir haben uns nicht viel gesehen“, schreibt er einmal an sie, „und doch fühle ich, daß wir uns näher bekannt sind als andere, die sich täglich sehen.“ Von ihrem innigen Freundschaftsverhältnis zeugt der von K. Schulte-Kemminghausen herausgegebene „Briefwechsel zwischen Jenny von Droste-Hülshoff und Wilhelm Grimm“ (Münster i. W. 1929) mit den dort mitgeteilten Tagebuchaufzeichnungen Jennys. Aus ihnen geht hervor, daß Jenny von Droste Wilhelm Grimm sehr gern gehabt haben muß, und daß diese Zuneigung von Wilhelm Grimm nicht unerwidert geblieben ist. Das deuten einige Briefstellen an, z. B. wenn August von Haxthausen (der Bruder von Werner) an ihn schreibt: „Ich will Dir sagen, warum ich gerne Ende dieses Monats schon mit Dir nach Bökendorf möchte: die Hülshoffer kommen vielleicht“, oder wenn



Joseph Freiherr von Laßberg, 1770-1855, Schwager der Dichterin



Freifrau Jenny von Laßberg, geb. von Droste-Hülshoff, Schwester der Dichterin

er schreibt, daß er Wilhelm Grimm für acht Tage nach Bökendorf abholen wolle, weil dann die Hülshoffer kämen. Ein anderes Mal erwidert Wilhelm auf eine Einladung von August von Haxthausen, mit ihm nach Hülshoff zu fahren: „So gern ich nun im Münsterland wäre und in Gesellschaft des schönen Fräuleins Jenny, versteht sich, Deiner auch und Deiner Schwester, muß ich jetzt leider Verzicht tun.“

Zu Pfingsten 1818 kam Jenny von Droste-Hülshoff mit ihrer Schwester Annette und ihrem Vater sowie ihren Tanten Sofie, Ludowine und Anna von Haxthausen, Frau von Zuydtwyck geb. von Haxthausen mit ihrer Tochter Malchen und August von Haxthausen, der von Göttingen herüber kam, zum Besuch nach Kassel und lernte dort die übrigen Glieder der Familie Grimm kennen. Sie blieben acht Tage, bis zum 14. Mai, in Kassel und bewunderten die dortigen Sehenswürdigkeiten, darunter auch Wilhelmshöhe. In ihren Tagebuchaufzeichnungen heißt es von diesem gemeinsam mit der großen Gesellschaft unternommenen Ausflug: „Er (Wilhelm) war recht fröhlich und sprach viel mit mir“, „Wilhelm war so lieb, daß ich einzig auf ihn achtete und nicht weiß, was die andern angefangen haben. Wilhelm sprach von 1813 und dem Kreuze, wo wir damals (in Bökendorf) Abschied genommen“, „da schlug die bittere Abschiedsstunde“, „Wilhelm küßte Nette die Hand . . . dann mir, wobei wir aber nichts sagten: ich hatte in dem Augenblick keine Gedanken, und wenn er etwas sagte, so habe ich es nicht verstehen können“, „aber wie August (von Haxthausen) denken konnte, er (Jakob) würde bei mir den Wilhelm ausstechen, ist mir unbegreiflich“, „auf dem Rückwege (von Wilhelmshöhe) wand ich im Wagen den Kranz, aber nicht von den Blumen, die Grimm mir selbst gegeben.“

162

Auch für Wilhelm Grimm wurde dieser Ausflug nach Wilhelmshöhe zu einem Erlebnis. So schrieb er am 10. Oktober 1818 an Karoline von Haxthausen: „Fräulein Ludowine ist wohl noch in Hülshoff oder bleibt den ganzen Winter da. Wenn Sie hinschreiben, so bestellen Sie doch viele Grüße, besonders grüßen Sie Fräulein Jenny recht herzlich. Ist denn der Kranz, der in Wilhelmshöhe zwischen den grauen Felsenstücken gesammelt wurde, auch mit nach Bökendorf gekommen? Ich weiß nicht, ob Sie sich noch erinnern, wir saßen zwischen den Felsen, wo es allmählich anfang dämmrig zu werden, so daß die großen Hallen eine bedeutende, natürliche Größe bekamen. Dieses und die ernste Stille umher, die Aussicht in die Ferne und unser friedliches Gespräch steht mir noch lebhaft in Gedanken.“ Auch in einem Brief vom Juni 1822 kam er auf dieses Erlebnis noch einmal zurück. Er hatte die Absicht, im Sommer nach Bökendorf zu kommen, war jedoch durch Dienstgeschäfte so stark in Anspruch genommen, daß er den genauen Zeitpunkt noch nicht bestimmen konnte: „Wenn ich später hinkomme, dann sind aber Ihre lieben Gäste aus Hülshoff weg, und das tut mir sehr leid. Was macht Fräulein Jenny? Hat sie noch sehr schöne Volkameria im Zimmer? Erinnert sie sich noch des schönen Tages in Wilhelmshöhe, wo wir hoch hinaufstiegen und es in den großen Hallen ganz dämmrig war? Wenn Sie doch alle einmal längere Zeit in Kassel wären, so 3 bis 4 Wochen, damit es Ihnen hier recht heimisch würde.“

Immer wieder kommt der Wunsch eines baldigen Wiedersehens in Wilhelms Briefen zum Ausdruck: „Wir gedenken“, schreibt er im Februar 1819, „immer mit Vergnügen der angenehmen Tage Ihrer Gegenwart. Sie müssen einmal Wilhelmshöhe in der Sommerpracht sehen! Wie hübsch wär es, wenn Sie auch alle von Bökendorf mitbrächten

dieser
em Er-
r 1818
räulein
f oder
nn Sie
viele
räulein
Kranz,
grauen
ch mit
nicht,
saßen
ch an-
großen
Größe
le um-
unser
ebhaft
f vom
s noch
nt, im
n, war
ark in
enauen
onnte:
sind
weg,
Fräu-
schöne
ie sich
shöhe,
n den
Wenn
Kassel
Ihnen

eines
riefen
eibt er
nügen
rt. Sie
Som-
wenn
ächten



Wilhelm Grimm 1786—1859

Kohlezeichnung, Franz Krüger

und wenigstens in drei Wagen gefahren kämen!“ Aber erst Ende August 1824 kam Jenny mit Anna, Sofie und August von Haxthausen nach Kassel zu Besuch. Sie hatte Wilhelm Grimm seit 6 Jahren nicht wiedergesehen und blieb bis Anfang September. In einem Brief, der kurz nach ihrer Rückkehr geschrieben wurde, bedauerte sie die Kürze des Aufenthaltes. Am 14. Oktober 1824 schrieb sie von Hülshoff aus einen längeren Brief an ihn und suchte ihn aufzuheitern: „Ich habe Ihren Brief wieder nachgelesen. Ich bitte Sie, wenn Sie traurig sind, so denken Sie doch, daß vielleicht noch frohe Stunden Ihrer warten. Haben Sie nicht Ihre Geschwister, die Sie lieben, und viele aufrichtige Freunde? Wenn Sie daran denken, so werden Sie fühlen, daß Sie noch nicht so arm und verlassen sind, als Sie vielleicht in trüben Stunden meinen mögen.“ Jenny von Droste nahm hier Bezug auf einen Brief Wilhelm Grimms vom 16. April 1824, in welchem er erwähnt hatte, daß er in der Zeit, in welcher er Jenny nicht mehr gesehen, „manches erlebt, kummervolle und schwere Stunden, von denen ich mit Niemand gesprochen, und doch auch heitere und vergnügte Tage. Fast alles aber ist unerwartet gekommen in meinem Leben und ganz anders, als ich gedacht und gehofft hatte.“

Aus diesen Zeilen dürfen wir schließen, daß bei dem zweiten Kasseler Besuch Jennys sich Wilhelm Grimm in einem seelischen Zwiespalt befand, der erst nach ihrer Abreise eine erwünschte Klärung fand. Ob sie wohl ahnte, als ihr Brief vom 14. Oktober in seine Hände kam, daß sich dieser inzwischen mit Dortchen Wild, Tochter des verstorbenen Apothekers Wild aus der Marktgasse in Kassel, verlobt hatte? Denn der letzte Brief Wilhelms vor seiner Verlobung vom 29. September 1824 ebenso wie der erste Brief nach seiner Verlobung an Jenny von Droste vom 9. Januar 1825 las-

sen dieses Ereignis unerwähnt. Auffallend ist der überaus herzliche Ton in diesem Brief: „Es ist nun schon lange her, seit ich Sie zuerst gesehen habe, und viele Jahre sind jedesmal verflossen, ehe wir uns Ihrer Gegenwart wieder erfreuten, und doch ist mir jedesmal gleich vertraulich in Ihrer Nähe vorgekommen. Darum stelle ich mir auch nicht vor, daß Sie uns vergessen würden oder Ihr Andenken an uns verblasen könnte.“ Ebenso herzlich ist der nächste Brief Wilhelms vom 8. Mai 1825, acht Tage vor seiner Hochzeit geschrieben. Aber in den Briefen ist weder von der Verlobung noch von der bevorstehenden Hochzeit die Rede. Dagegen lautet die Anrede nicht mehr wie früher „Gnädiges Fräulein“, sondern „Liebes Fräulein Jenny“.

Aus diesem allen läßt sich schließen, daß Wilhelm Grimm Jenny von Droste geliebt haben muß und nicht ganz leichten Herzens ihr entsagt haben wird, daß aber dann, als er sich durchgerungen und sich für Dortchen Wild entschieden hatte, sich die Liebe in ein herzliches Freundschaftsverhältnis gewandelt hat, welches von der anderen Seite ebenso herzlich erwidert wurde. Inzwischen hatte Jenny von Droste wohl von anderer Seite von Wilhelms Vermählung erfahren. Ihr Brief vom 28. Mai 1825, der 14 Tage nach diesem Ereignis geschrieben wurde, enthält einen leisen Vorwurf, daß er sie nicht in sein Vertrauen gezogen hatte: „Ich möchte, daß Sie mir vertrauten und keine Freude oder Schmerz in Ihrem Leben mir verborgen bleiben könnte. Da wäre ich denn überzeugt, daß es Ihnen nie an Teilnahme fehlte.“ Wie eine Entschuldigung klingen die Worte Wilhelms in seiner Antwort vom 24. Dezember 1825, der zugleich eine Einladung für Jenny nach Kassel enthält: „Ich hätte nebenbei den Vorteil, Ihnen das alles erzählen zu können, was ich nicht schreibe und auslasse. Sie würden die Dortchen (so heißt meine Frau wie meine selige

Mutter) gewiß lieb gewinnen, weil sie selbst liebreich, teilnehmend und natürlich ist; und wie herzlich und freundschaftlich Sie für uns gesinnt sind, das könnte ich schon aus Ihrem letzten Brief, dessen Wohlwollen mich gerührt hat, wissen, wenn ich es nicht immer schon geglaubt hätte.“ Erst jetzt war der Bann zwischen ihnen gebrochen, und Wilhelm Grimm wurde nicht müde, in seinen Briefen die Vorzüge seiner Frau zu schildern: „Ich wünschte, daß Sie Dortchen kennen. Sie würden sie lieben, denn sie gleicht Ihnen durch ihr reines, liebreiches Herz, das kein Ende kennt, und ist frei von allem Schein und allem Erborgten.“

Im Juli 1827 kam Jenny von Droste abermals zu Besuch nach Kassel und lernte dort Grimms Frau kennen. „Sie haben sie noch zu wenig gesehen, um sie so zu kennen, wie sie muß gekannt sein“, schrieb Wilhelm Grimm nach diesem Besuch. Diese erwiderte am 15. Januar 1828: „Ich habe herzlichen Anteil an Ihrem Glück genommen. Grüßen Sie auch die Dortchen, ich liebe sie von Herzen. Sagen Sie nicht, daß ich sie nicht kenne. Daß Sie sie lieben und mit ihr glücklich sind, ist mir genug. Ich habe recht oft an Sie beide gedacht, es waren schöne Tage, die ich diesen Sommer in Kassel verlebte.“ Im Oktober 1828 war Jenny von Droste abermals in Kassel, traf aber Grimm nicht an, da er zu Besuch in Marburg weilte.

Sie sollten sich nicht wiedersehen. Denn als Jenny im August 1831 vor ihrer Schweizerreise noch einmal längere Zeit in Kassel bei einer Verwandten weilte, waren die Brüder Grimm bereits nach Göttingen übersiedelt. Nun sollte auch ihr Schicksal sich entscheiden. Von Kassel aus reiste sie Ende August 1831 mit ihrem Onkel Fritz von Haxthausen nach der Schweiz und traf in Konstanz mit Werner, Sofie und Ludovine von Haxthausen zusammen, die sich in der Schweiz aufhielten, um von dort nach Italien zu reisen. Bei dieser Gelegen-

heit machten sie dem Freiherrn von Laßberg in Eppishausen einen Besuch und kamen hier mit Jacob Grimm zusammen. Bei einem gemeinschaftlichen nächtlichen Ausflug auf den Rigi verlobte sich die 36jährige Jenny von Droste-Hülshoff auf der Höhe des Rigi mit dem 62jährigen Gelehrten von Laßberg, der Witwer war und bald darauf nach Schloß Meersburg am Bodensee übersiedelte.

Die Verlobung stieß anfänglich auf den hartnäckigen Widerstand der Mutter, weil Jenny als Stiftsdame im Besitz zweier Präbenden war und nach dem Wunsch der Mutter unvermählt bleiben sollte. Auch mißfiel ihr die Verbindung mit einem Manne in so vorgerücktem Alter in einem fremden, fernen Lande. Die Prüfungszeit war hart und dauerte über zwei Jahre, bis die Mutter endlich sich erweichen ließ. So mußten nicht nur zwei Präbenden, sondern auch zwei andere Anträge, die sich mittlerweile darboten, geopfert werden. Die Trauung, die von dem Beichtvater der Mutter vollzogen wurde, fand 1834 in Eppishausen in Gegenwart von Frau von Droste-Hülshoff und Jennys Schwester Annette von Droste-Hülshoff statt. Die Ehe wurde sehr glücklich und nach zwei Jahren durch ein Zwillingspaar gesegnet, die den Namen Hildegunde und Hildegard erhielten.

Seit dieser Zeit stockte der Briefwechsel zwischen Wilhelm Grimm und Jenny, nachdem sie noch in einem Brief vom 8. Februar 1832 ihm den nächtlichen Aufstieg auf den Rigi geschildert hatte: „Als wir in der Nacht hinaufstiegen, sagte ich ihm (Jacob) noch: „Wenn doch Ihr Bruder Wilhelm bei uns wäre! Gewiß würde ihm dies nächtliche Abenteuer gefallen.“ Dann trat eine lange, dreizehnjährige Pause ein. Am 9. August 1846 schrieb Jenny von Laßberg von Schloß Meersburg aus noch einmal an ihren Jugendfreund: „Ich gedenke noch oft unserer

Jugendzeit, wo wir in dem guten Bökendorf und Kassel so frohe Tage verlebten, und dieselbe unveränderte Freundschaft lebt noch in meinem Herzen fort für Sie und Ihre Frau, die ich herzlich zu grüßen bitte. Ich hoffe, daß Sie Beide auch mich nicht vergessen haben und einmal in den Ferien zu uns an den Bodensee kommen werden, wo es so schön ist, und wo wir ein stilles und glückliches Leben führen.“ Am 15. Februar 1849 bedankte sich Wilhelm Grimm in einem Nachsatz zu einem Brief an Herrn von Laßberg: „Frau von Laßberg danke ich ganz besonders für ihre freund-

lichen Zeilen, die mir ihr Neffe brachte. In ruhigeren Zeiten, wo man sich freut, einen Brief zu schreiben, würde ich schon längst gedankt haben.“

So hat sich der Briefwechsel zwischen diesen beiden hochwertigen Menschen 35 Jahre hindurch, wenn auch mit Unterbrechungen, vom 14. Mai 1814 bis zum 15. Februar 1849, zehn Jahre vor Wilhelms und Jennys Tod, erhalten. — Jenny von Laßberg starb 14 Tage nach Wilhelm Grimm — und bildet ein unvergängliches Zeugnis einer edlen Seelenfreundschaft.



In Beuzen am Heiligenberg an einer Haustüre

Levin Schücking in Meersburg

Von Wilhelm Schoof, Willingshausen

Levin Schücking, der am 6. September 1814 in Westfalen geboren war, wurde durch seine Mutter, die unter ihrem Mädchennamen Sibilla Katharina Busch als Dichterin tätig war und dem literarischen Kreis der Fürstin Gallitzin in Münster nahestand, schon früh mit Annette von Droste-Hülshoff bekannt und durch sie zum Dichten angeregt. Nach dem frühen Tode seiner Mutter nahm sie sich des siebzehnjährigen Jünglings besonders an und betreute ihn wie ihren eigenen Sohn. Nach dem Studium der Rechtswissenschaften in München, Heidelberg und Göttingen lebte er in Münster als freier Schriftsteller und wurde durch den ihm befreundeten Dichter Freiligrath in die Literatur eingeführt.

Nach seiner in Münster und in Unkel am Rhein bei Freiligrath verlebten Sturm- und Drangzeit trat die Versorgungsfrage immer schärfer in seinen Lebenskreis. In diesem kritischen Augenblick griff ihm seine mütterliche Freundin Annette von Droste-Hülshoff hilfreich unter die Arme und lud ihn ein, zu ihr an den Bodensee zu kommen. Annette wohnte damals bei ihrem Schwager, dem Freiherrn von Laßberg, auf der Meersburg und veranlaßte diesen, ihrem Freunde Schücking die Ordnung seiner großen Bibliothek zu übertragen und ihn damit von einer drückenden Sorge zu befreien. Im Oktober 1841 siedelte Schücking von Münster nach der Meersburg über und verblieb dort bis zum April 1842. Diese Zeit wurde für Annette im anregenden Gedankenaustausch mit ihrem jungen Freunde zu einer Periode fruchtbarer Schaffens, so daß unter seinem belebenden Einfluß eine große Zahl von Perlen der Lyrik entstand.

Neue Kunde über seinen mit Annette verlebten Aufenthalt in Meersburg vermitteln uns sechs bisher unbekannte Briefe, die

Schücking an Freiligrath von Meersburg ausgerichtet hat, die sich im Freiligrath-Nachlaß im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar befinden, und die eine Ergänzung zu seinen Lebenserinnerungen bilden. Auf der Hinreise nach Meersburg hatte Schücking in Darmstadt einige Tage Aufenthalt genommen, um seinen Freund Freiligrath zu besuchen, der dort als junger Ehemann seit Mai 1841 wohnte. In dem ersten seiner Briefe meldete Schücking ihm seine glückliche Ankunft auf der Meersburg — er hatte drei ganze Tage von Darmstadt bis zum Bodensee gebraucht — und schilderte ihm, beglückt durch eine Welt von neuen Eindrücken, in begeisterten Worten die paradiesische Schönheit der Bodenseelandschaft: „Das ist eine Gegend hier! Der See mit haushohen Wogen an die Felsen schlagend — blau, violett, silbern, golden wie Aquamarin oder der abendliche Himmel — die Alpen mit ihren Zacken, ihren Gletschern darüber — und dann die Türme von Konstanz — das ist eine Gegend! Im alten Schloß wohne ich, im Turme Hugos von Landenberg ist mein Zimmer.“ Es folgt dann ein Gedicht, dessen zwei letzte Strophen lauten:

„Dort liegt Konstanz! Du siehst die
[Türme sich
Im blauen Spiegel der Gewässer malen:
Dort drüber aber — hoch und feierlich —
Das sind der Alpen weiße Kathedralen.

Schnee deckt ihr Haupt an Brust und
[Schultern schwer,
Ein wollen Kleid, die grauen Wolken
[hängen
Und zucken Blitzesstrahlen daraus her,
So scheint's das Leuchten ihrer Gürtel-
[schnallen“.

Allerliebste wird ein Zusammentreffen mit einem häufigen Gast der Burg, Ludwig Uhland, dem Freund Laßbergs, geschildert: „Denk Dir, neulich kommt der Laßberg morgens in die Bibliothek mit einem kleinen, etwas rotnasigen, unscheinbaren anscheinenden Philister und sagt: „Wen bring ich Ihnen da?“ Der kleine Philister sagt „Ich hab mich gefreut zu hören, daß Sie Levin Schücking sind.“ Darauf mache ich eine stumme Verbeugung, da ich ja nicht wußte, wen der Laßberg brachte. Der kleine Philister aber sagt wieder: „Ich bin Ludwig Uhland!“ Da kannst Du Dir meine Freude vorstellen! Er blieb über Nacht. Leider konnte ich nicht viel mit ihm sprechen, da ich dem Laßberg die Unterhaltung mit ihm nicht beschränken durfte. Am andern Morgen schnallte er eine grüne Botanischerbüchse über den Rücken und strolchte zu Fuß nach Tübingen heim. Lange hat Niemand so mein ganzes Herz gewonnen wie dieser kindliche, bescheidene, stille Mann! Es scheint ein unendlich liebenswürdiges Gemüt zu sein“.

In einem Brief vom 3. November 1841 schildert Schücking seinem Freund Freiligrath seinen Eindruck von Konstanz: „Wärest Du hier — es ist zum Rasendwerden schön hier! Am Sonntag war ich in Konstanz, ein prächtiges Städtchen mit seinem Dom, seinem Hafen, seinem Huf und Johann XXII.! Weiß Gott, ich könnte hier ewig bleiben. Man hat bei uns keinen Begriff von diesem Himmel, diesen Farbenrönen. Freilich, wenn Du eine kurze Reise durch die Gegend machtest, würdest Du Dich enttäuscht finden. Man muß eben die rechten Momente abzuwarten Zeit haben: das aber würdest Du gestehen, daß die Schweiz nicht mit Unrecht ihren Ruhm genießt“.

Am 14. Januar 1842 berichtet er Freiligrath: „Ich bin hier noch immer so gern wie im Anfang: die letzten acht kalten Tage,

die sich heute gebrochen haben, war es sehr still, sonst ist immer Besuch da, und der alte Herr ein höchst liebenswürdiger Mann“. Am 9. Februar 1842 klagte er seinem Freund über große Kälte: „Es ist hier so kalt, daß ich nicht früh aufstehen kann, daß man täglich drei Stunden zu Tisch sitzt und abends nach Tisch gleich zu Bett geht.“ Dann fährt er fort: „Die Droste unterbrach mich eben, indem sie in meinen Turm kam, um mir ihr neues Gedicht vorzulesen. Täglich wird eins fabriciert, jetzt sind's schon 53, und wenn die Hundert voll sind, sollen sie als Sammlung herausgegeben werden. Einige wirst Du wahrscheinlich nächstens im ‚Morgenblatt‘ lesen, sie werden übrigens von Tag zu Tag besser. Sie grüßt Dich herzlich!“

Im Frühjahr 1842 verließ Levin Schücking Meersburg, um eine Hauslehrerstelle beim Fürsten Wrede auf Schloß Ellingen bzw. auf dessen Besitzung am Mondsee im Salzkammergut zu übernehmen. Daß ihm der Abschied vom Bodensee nicht leicht geworden ist, können wir aus einem Brief aus Meersburg vom 17. März 1842 schließen: „Es ist doch eine wunderliche Welt! Da lag ich eben im Fenster und schaute auf den blauen See und die Alpengründe und den purpurnen Abendhimmel: die Abendluft wehte draußen und hinter mir durch die Bibliotheksgewölbe, daß ich dachte an alle die alten Knaben, die in demselben Fenster vielleicht gelegen und mir unsichtbar über die Schultern schauten: Hugo von Hohenlandenberg, Conradin von Schwaben und den von Klingenberg und wie sie alle heißen mögen. Das ist nun auch aus, dies kurze Stück Poesie mit der alten Meersburg und dem ganzen Zauberkreis des Edeldegens, von seinen Autographen Petrarks und Rudolf von Hohenems bis zu den täglichen Nachtschknöpfen, die im Eisen Karls V. gebacken werden. Die Strolchenfahrt geht weiter!“

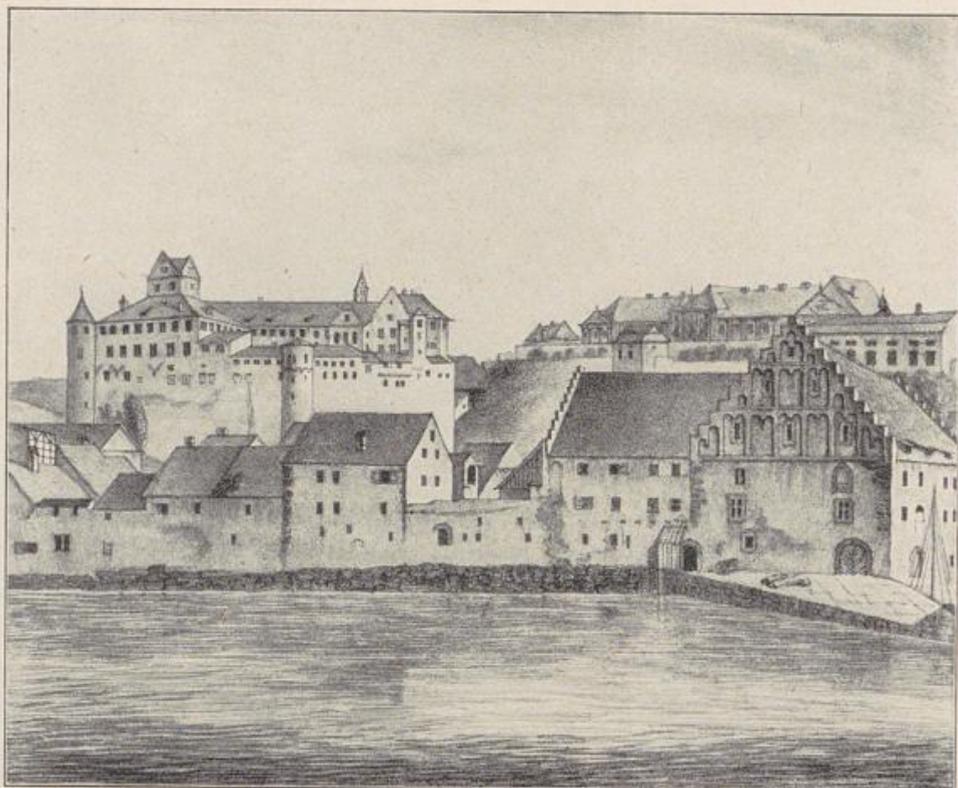
es sehr
er alte
Mann".
seinem
hier so
n, daß
n sitzt
geht."
rbrach
kam,
Täg-
schon
sollen
erden.
chstens
origens
herz-

Schük-
rstelle
lingen
ondsee
Daß
leicht
Brief
schlie-
Welt!
te auf
e und
bend-
durch
te an
selben
sicht-
o von
vaben
e alle
dies
sburg
Edel-
rarks
täg-
Eisen
chen-



Levin Schücking, 1814-1883

gez. Ph. Schilgen



Meersburg, altes Schloß von 1825

Lith. v. Ruegg

Im Oktober 1843 vermählte sich Levin Schücking, der inzwischen Feuilletonschriftleiter der „Kölnischen Zeitung“ geworden war, mit der Generalstochter Luise von Gall aus Darmstadt. Auf Einladung von Annette weilte das junge Paar vom 6. bis 30. Mai 1844 in Meersburg. Dort trat eine offensichtliche Entfremdung ein, da sich die beiden Frauen nicht verstanden. Das kam in

Annettes Gedicht „Lebt wohl!“ deutlich zum Ausdruck:

„Lebt wohl, es kann nicht anders sein!
Spannt flatternd Eure Segel aus,
Laßt mich in meinem Schloß allein,
Im öden geisterhaften Haus.
Lebt wohl und nehmt mein Herz mit Euch
Und meinen letzten Sonnenstrahl!“

Die beiden Wappenscheiben im Rathaus zu Meersburg

Von Walther Bremen, Krefeld

„Schweizer Scheibe“ heißt jene Form des Kleinglasgemäldes, welche mittels eines stets gleichen Schemas Wappen unter einer Ehrenpforte verherrlicht. Der Triumphbogen wird ursprünglich durch leuchtend bunte Damastvorhänge geschlossen, vor denen sich die vorzustellenden Wappen prachtvoll abheben. Später werden die Hintergründe aufgelichtet und gar zu Landschaftsausblicken geöffnet. Den Wappen sind vielfach Wappenhalterfiguren und schließlich auch die Bildnisgestalten der Wappeneigner beigelegt. Die Entwicklung der Schmelzfarbenmalerei ermöglichte es, an den Rändern der Scheiben, besonders oben im sogenannten Oberlicht, Kleinbildchen einzufügen, die zwar genau genommen unglasmalerisch sind, den Scheiben aber mit köstlichen Darstellungen aus der Bibel, den Legenden und vor allem aus dem Volksleben einen besonderen Reiz verleihen. Auch mythologische oder allegorische Darstellungen sind beliebt.

Die sog. „Schweizer Scheibe“ ist eine selbständige und eigentümliche Kunstschöpfung des alemannischen Stammes. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts kam sie im bürgerlichen Bereich auf und blieb etwa bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Mode. Die Ostschweiz, das Bodenseeland und das Oberrheingebiet sind ihre eigentliche Heimat. Von den Kunstzentren dieser Gegenden aus hat die Schweizer Scheibe sich dank der Sitte der Fensterschenkungen — Neubauten erhielten Bauspenden in Form von bunten Wappenfenstern — weithin im Lande verbreitet. Ihre ursprünglichen Standorte waren die Ratsstuben der Rathäuser, die Wohnstuben der Burgen und Bürgerhäuser, die Säle und Kreuzgänge der Klöster, lauter Räume, in deren Dämmerlicht sich der Farbenzauber leuchtender Scheiben prächtig entzünden konnte. Mit der Zeit wurden die

Fensteröffnungen geräumiger, die Fensterscheiben größer und klarer. Da verließen die schönen Buntscheiben ihre Standorte und wanderten ab in die Sammlungen und Museen der Welt.

Von der unvorstellbaren Pracht der alten Zeit ist im Lande selbst, zumal am ursprünglichen Platz, sehr wenig übriggeblieben. In Deutschland haben nur die Ratsstuben von Pfullendorf und von Endingen am Kaiserstuhl ihren alten Fensterschmuck bewahrt. Der herrliche Rittersaal des Schlosses Heiligenberg vereinigt an unvergleichlich günstigem Standort rund 40 bedeutende Scheiben der Fürstenbergischen Burgen und Schlösser, die immer noch ihrer Veröffentlichung im Buntbild harren. In der Schweiz haben z. B. die Ratsstuben von Stein am Rhein, von Unterstammheim (Kanton Zürich), von Basel und Bern sowie der Kreuzgang des Klosters Wettingen und das Schützenhaus zu Basel ihre alten Scheiben am ursprünglichen Ort bewahrt. Die Scheiben aus dem Kreuzgang des Klosters Muri sind in das Museum nach Aarau verbracht worden.

Auch der berühmte Rathaussaal in Überlingen war ehemals mit Buntscheiben ausgestattet. Deren Mittelstück war die große Wappenscheibe der Stadt Überlingen mit Darstellungen aus dem Bauernkrieg. Der Rat der Stadt Überlingen hat diese Scheibe 1528 bei Ludwig Stillhart, dem bedeutendsten Glasmaler der Frührenaissance in Konstanz, bestellt, als Kaiser Karl V. die kaisertreue Haltung der Stadt im Bauernkrieg mit einer Wappenbesserung belohnt hatte. Die Scheibe hat sich in Privatbesitz erhalten. Ihr beschädigtes Oberlicht ist unlängst mit Hilfe des Restaurators Viktor Mezger, Überlingen, wiederhergestellt worden.



Abb. 1 Wappenscheibe der Stadt Meersburg ca. 1530

phot. Mezger

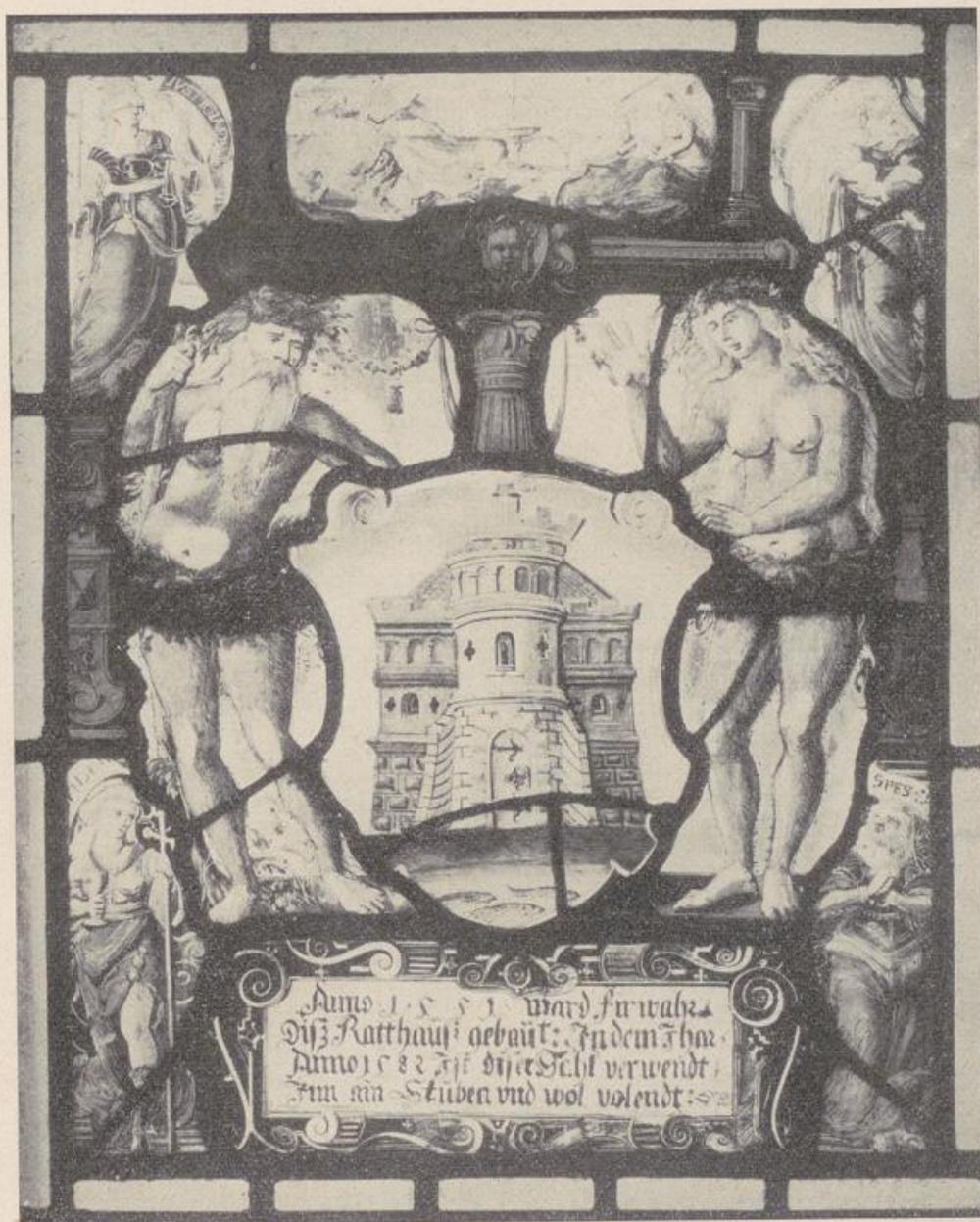


Abb. 2 Wappenscheibe der Stadt Meersburg 1582

phot. Mezger

Daß auch die Ratsstube zu Meersburg bunte Fenster hatte, ist nicht verwunderlich, war aber bislang nicht bekannt, weil zwei Scheiben des 16. Jahrhunderts, die den Rest der alten Verglasung der Ratsstube darstellen, im Rathaus zu Meersburg ein verborgenes Dasein führten. Als beide Scheiben kürzlich durch Unachtsamkeit sehr schwer beschädigt worden waren, wurde Restaurator Viktor Mezger, Überlingen, mit der Wiederherstellung beauftragt. Nachdem diese nun in sehr erfreulicher Weise gelungen ist, sollen die beiden Scheiben hier erstmalig veröffentlicht werden.

1. *Die ältere Scheibe: Wappen Meersburg ca. 1530.* (Abb. 1)

Es handelt sich um eine Wappenscheibe aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, der besten Zeit der alemannischen Kleinglasmalerei. Leider ist die Scheibe — von den beseitigten Schäden abgesehen — nur unvollständig erhalten und bei einer früheren Restaurierung verändert worden. Sie war ursprünglich erheblich größer. Der blaue Damastvorhang, vor dem das Wappen und die goldfarbenen Wappenhalter stehen, verschloß eine Ehrenpforte. Diese bestand aus Astbögen, die in der Mitte oben zu einer Spitze herabgezogen waren. Das dort eingefügte, nicht zugehörige rote Gewandstück läßt es erkennen. Die Ehrenpforte wurde offenbar entfernt, um die Scheibe mit der jüngeren Scheibe auf gleiches Maß zu bringen. Beide sollten eben als Gegenstücke wieder verwendet werden. Das muß, wie gewisse Eigentümlichkeiten der Verbleiung und Ausbesserung zeigen, im 19. Jahrhundert geschehen sein. Schon damals war die Scheibe schadhafte und ergänzungsbedürftig. Leider ist der damalige Restaurator mit der Heraldik nicht zurechtgekommen. So kommt es, daß u. a. der Turm des Schildbildes über den Schildrand hinausragt und, daß die Wildfrau ihre Arme nicht auf den Schildrand auflegt. Diese Mängel mußten bei der jetzigen Wie-

derherstellung beibehalten werden, denn ihre Beseitigung würde zu allzugroßen Eingriffen in den Glasbestand der Scheibe geführt haben. Trotz ihrer Mängel wohnt der Scheibe noch immer sehr viel inne von ihrer alten Großartigkeit und Wucht.

Wildleute oder Wildleutepaare, Ureinwohner, die gewissermaßen für das ehrwürdige Alter des Stadtwappens zeugen sollen, sind aus der oberrheinischen Heraldik sattem bekannt. Ich verweise z. B. auf die Wappen der Stadt Pfullendorf (kürzlich wiederhergestellt am Obertor), der Grafschaft Kyburg und der Stadt Frauenfeld. In der Basler Fastnacht treten uns die Wildleute alljährlich auch noch leibhaftig entgegen.

Der Erhaltungszustand erschwert es sehr, den Urheber der Scheibe oder ihres Risses zu ermitteln. Ihre Ähnlichkeit mit der Wildmännerscheibe des Kunstgewerbemuseums Berlin läßt an Felix Lindtmayer d. Älteren aus Schaffhausen denken, der als Glasmaler und Zeichner zu den bedeutendsten Frührenaissance-Meistern der Schweiz gehört. Übrigens sind die rund 450 Glasgemälde des Kunstgewerbemuseums in Berlin sämtlich im Kriege zerstört worden, was einen überaus schweren und unersetzlichen Verlust bedeutet.

2. *Die jüngere Scheibe: Wappen Meersburg 1582.* (Abb. 2)

Diese Scheibe ist vollständig erhalten. Unglücklicherweise ist aber die Schriftkartusche, eine wichtige Urkunde für den Rathausbau, völlig zerbrochen. Es gelang indessen, ihre vielen Splitter und Splitterchen zwischen zwei Glasplatten so zusammenzufügen, daß die vielen Sprünge kaum noch sichtbar sind und einen wohlmeinenden Betrachter nicht mehr stören. Im Lichtbilde sind sie unsichtbar. Die Inschrift lautet:

Anno 1551 ward fürwahr.

Diß Ratthaus gebaut:

In dem Jhar.

Anno 1582 Jst dieser Sahl verwendet.

Jnn ain Stuben und wol volendt:

Die Scheibe ist also gefertigt worden, nachdem 1582 die Ratsstube als solche in Benutzung genommen worden war.

Der gelbe Hintergrund dieser Scheibe besteht nicht aus einem Damastvorhang. Er ist geöffnet. Wappen und Wildeute stehen in hellem Sonnenlicht.

Zur Erzeugung von Blau und Grün ist das etwa um 1570 aufgekommene schöne Schmelzblau verwendet worden. Dies tritt besonders im Oberlicht und in den vier Eckbildchen in Erscheinung, mit denen die Ehrenpforte ausgestattet ist.

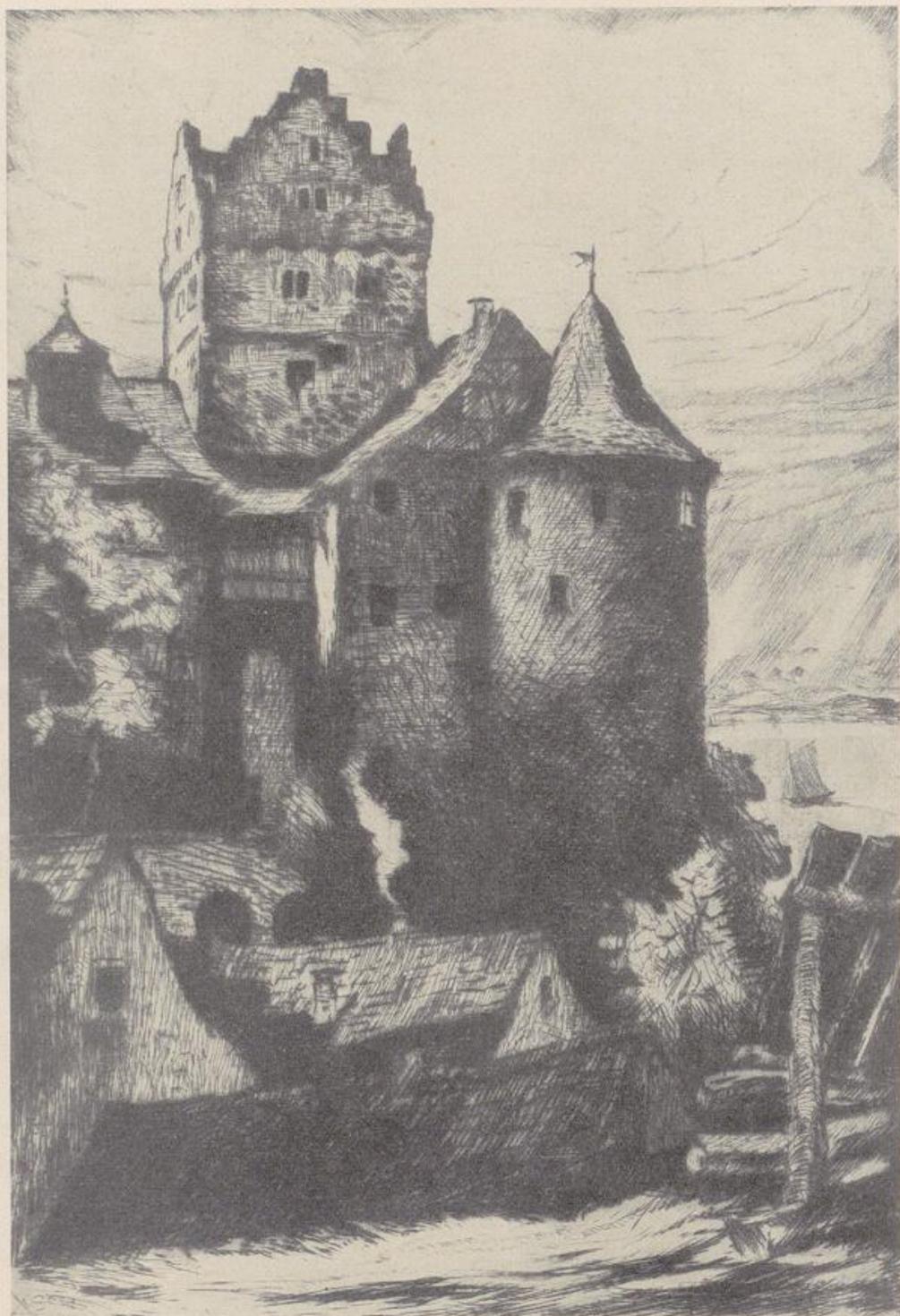
Das Oberlicht zeigt die ebenso beliebte wie seltsame Allegorie auf die unbefleckte Empfängnis Mariae: die Jagd auf das Einhorn, das Symbol der Keuschheit. Das Fabeltier ist in den Schoß der heiligen Jungfrau geflüchtet. Der Erzengel Gabriel als Jäger bläst Halali. Von drei gleichen Rüden, die er an einer Koppel hält, wird er mehr vorwärts gezogen, als daß er sie führte. Die drei Rüden sollen auf die heilige Dreifaltigkeit hindeuten.

Die vier Eckbildchen zeigen die Allegorien der Gerechtigkeit und der drei Kardinaltugenden Glaube, Hoffnung und Liebe. Die Gerechtigkeit nimmt oben den heraldisch

rechten Ehrenplatz ein. Die vier Allegorien sind die Leitbilder des Meersburger Stadtreiments. Es ist zu beachten, daß der Rat, wenigstens was die Regierung anlangt, die Tugend der Gerechtigkeit sogar den drei Kardinaltugenden vorangestellt hat. War ihm Gerechtigkeit wichtiger als christliche Frömmigkeit?

Zeitlich steht die Scheibe zwischen dem um 1530 erfolgtem Tode Ludwig Stillharts und der Niederlassung des Glasmalers Konrad Spengler in Konstanz, des Stammvaters jener Glasmalerfamilie, die viele Generationen lang den Ruhm der Konstanzer Glasmalerei hochgehalten hat. In dieser Zwischenzeit waren in Konstanz, entsprechend seiner damaligen Bedeutung als Kulturzentrum, eine ganze Anzahl von Glasmalern tätig. Es ist noch nicht gelungen, die Namen aller nach der Mitte des 16. Jahrhunderts in Konstanz tätigen Glasmaler mit bestimmten Werken in Verbindung zu bringen, da zu wenige signierte Scheiben bekannt sind. Deshalb läßt sich auch über den Urheber unserer Scheibe zur Zeit nichts Sicheres sagen.

Bildnachweis: Die Photos verdanke ich der Kunstwerkstätte Gebr. Mezger in Überlingen.



Die Meersburg

Nach einer Radierung von Xaver Schilling

Dorfpsalm

Hymne auf meine Heimat Hagnau am Bodensee
von Dr. Fritz Zimmermann († 13. 2. 1959)

Dorf, mein Dorf,
du Inbegriff der Heimat,
du Ziel meiner Sehnsucht!
Über dir blaut der Himmel
und unter dir der See.
Grüne Rebenhügel
umkränzen deine Marken,
goldne Ährenfelder zeugen
von deiner Bewohner Fleiß.

Um die alten Giebel
spielt die Sonne,
in deinen schmalen Gassen
die muntre Kinderschar.
Über stalle Dächer
wuchtet der Kirche Turm.
Dorf, mein Dorf,
du Inbegriff der Heimat,
sei begrüßt.

Dann und wann trug der Verfasser seinen Freunden dieses Gedicht vor, erzählte auch gelegentlich, wie es entstanden ist: Im ersten Weltkrieg war er als Lazarettarzt im Seminar II in Karlsruhe tätig. Abends saß er mit einem Kollegen zusammen. In einer Zeitung lasen sie ein Gedicht, das Dr. Zimmermann gar nicht gefallen wollte. „Besser machen!“ meinte der andere. — Am andern Morgen legte Zimmermann seinem Freund den Hagnauer Dorfpsalm vor. Vergl. auch den folgenden Beitrag S. 199.

Mitgeteilt von X. Schilling

Auf dem Meersburger Friedhof

Von Xaver Schilling, Meersburg

Im Jahre 1682 ist der jetzige Friedhof vom Kirch-Hof der Pfarrkirche vor die Tore der Stadt hinausverlegt worden und zwar nahe zu der Kapelle Beatae Mariae Virginis vom Jahre 1450. Aus der ersten Zeit dieses Friedhofs ist nur ein einziger Grabstein erhalten, das äußerst liebvoll gestaltete Grabmal einer jungen Frau, die 1693 im Alter von 27 Jahren ihrem Gemahl entrissen wurde. (Bild 1. Grabstein der Anna Maria Muschlerin.)

Seit langem schon ist dieser Stein in einer geschützten Mauernische der westlichen Friedhofmauer untergestellt. In letzter Zeit hat die Stadtverwaltung in anderen Nischen eine große Anzahl von edlen, klassizistischen Grabsteinen unterbringen lassen, fast alle aus dem leichtverwitternden grauen Rorschacher Sandstein, und hat sie damit in dankenswerter Weise vor weiterer Verwitterung bewahrt. Edles Maß, fein erfüllte Verhältnisse, sinnvolles Zierat und zum Herzen sprechende Beschriftung zeichnet diese Arkade des letzten großen Stils der Friedhofkunst aus. Als Symbole sind zu nennen: das Stundenglas; die Urne, mit schattendem Tuch vielleicht halb verdeckt; Mohnkapseln; die umgestürzte Lebensfackel; die Schlange, die sich in den Schwanz beißt; der Schmetterling, der soeben der Puppe entschlüpft ist. „Edle Einfachheit und stille Größe“ möchte man bei vielen dieser Grabmäler sagen. Neben einigen aus anderm Grunde bedeutenden Grabsteinen soll unsere Betrachtung vor allem diesen alten Steinen gelten.

„Hier ruht die Wohledle Frau *M. Reinhardt* geborene Zepfin, geweste Bürgermeisterin dahier, gebürtig von Wurmlingen (N. B. Wurmlingen bei Tuttlingen, nicht das der Uhlandschen Kapelle bei Tübingen)

starb den 1. Februar 1804 im 70. Lebensjahr.“ Dicht dabei ein einfacherer Grabstein, wie er in der gleichen Art um 1810 noch einigemal erhalten ist.

„Hier ruht in der Hoffnung der Auferweckung vom Grabe zum ewigen Leben *Maria Anna Thumin* geborene Wagishäuser. Sie erblickte das Licht der Welt zu Oberstenweiler den 20. Februar 1730 und starb den 20. April 1808 im Alter von 78 Jahren. Neben ihr ruht ihre Tochter, Wildenmannwirtin *Anna Waldvogel* (1773—1810). Zu früh raubt dir ein heiliger Schlaf des Erdenlebens Licht / Schlaf, o gute Mutter, Gattin, denn Fromme sterben nicht / Du lebst noch heut in mir / Das lehrt mein tiefer Schmerz / Ein ewiges Denkmal setz ich dir / in deiner Kinder Herz.“

Der nächste Stein, Totenkopf und Stundenglas. „Hier ruht Frau *Aloisia Trost* geborene Locherin, geweste Kiefermeisterin, gestorben den 5. Juni 1795, 37 Jahre alt. — Sie war ein häuslich treues Weib / und ging mit stillem Muth des Lebens Pfad / erzog mit Lieb und Ernst das Kind / das sie mit Schmerz gebar / und achtete den letzten ihrer Tage / dem schönsten ihres Lebens gleich. / Darum sei Friede um ihr Grab / und Segen sei mit ihrem Geist.“

Der gleichartige Rhythmus der bogenüberwölbten Mauernischen wird nun unterbrochen durch eine kleine, offene Bethalle mit einem gekleideten Vesperbild und einem Schmerzensmann, der aus dem 1806 aufgehobenen Dominikanerinnen-Kloster zum hl. Kreuz (bei der Stadtpfarrkirche) stammen soll. An die eine Seitenwand dieser Kapelle ist angelehnt das Grabmal der ehemaligen Schloßherrin, der Frau *Ida von Miller* geb. von Mayerfels; sie war Schwä-

gerin des Gründers des Deutschen Museums in München.

Eine gravierte Messingtafel in der nächsten Nische besagt (in lateinischer Sprache), daß *Maximilian Baron von Ow* zu Wachendorf und Bierlingen (N. B. bei Rottenburg a. N.) Kaiserlicher Apostol. Majestät Kammerherr im Jahre 1815 dieses Monument hat errichten lassen für seinen Vater *Joseph Willibald von Ow* zu Wachendorf und Bierlingen, Trierscher, Konstanz'scher und Großh. Bad. Kammer- und Geheimrat (1747—1814) und dessen Gemahlin *Anna Gräfin von Wolkenstein-Rodeneck* (1748—1803). Ein anderes Monument des edlen Paares befindet sich übrigens wohl erhalten hinter den Priestergräbern dicht neben dem Eingang von der Friedhofkapelle her; außer den Wappentafeln enthält es auch die Angabe, daß die Wolkensteinerin in Bozen geboren ist. — Allgemein wird der Minnesänger *Hartmann von Aue* (Ouwe) dem Geschlecht der von *Ow* zugerechnet.

In der Nische folgt sodann der Grabstein eines Handwerksmannes, des Hofküfers *Joh. Georg Maiser* und seiner Ehefrau *Mar. Barb.* geb. Hön, gestorben 1820. Er ist der Schöpfer des Türkenfasses (erbaut 1816; 50 000 Liter!) im Weinbaumuseum der Stadt Meersburg.

„Sie teilte reichlich mit den Armen / Was sie durch Hauslichkeit erwarb / Dafür wird ihrer sich erbarmen / Der für uns am Kreuze starb / Er wird in jenen bessern Welten / Was sie den Dürftigen hier tat / In reichstem Maße es vergelten / Nach seiner Huld und weisem Rath.“ Sie muß eine gute Frau gewesen sein, die *Emmerenz Heimlin*, Ehefrau des Löwenwirts *Joseph Berner* (1754 bis 1811), von der so Schönes auf ihrem Grabstein gesagt ist.

Die gleichen bescheidenen Grabsteine haben die Brüder *Fetscher* erhalten. „Hier ruhet der wohllede Herr *Jakob Fetscher*,



Bild 1. Grabmal der Frau Anna Maria Müschlerin

freiresignierter Bürgermeister dahier“ (1716 bis 1794) und „Es ist in Gott entschlafen unser Mitbruder *Alois Fetscher*, Gastgeber im Löwen. Ist geboren den 15. April anno 1756, starb den 15. Mai anno 1797 in den Blütenjahren seines Alters 41 Jahr 1 Monat. Gott geb ihm die ewige Ruhe.“

Drei Grabsteine ehrsammer Handwerksmeister vereinigt die nächste Nische: Uhrmacher *Anselm Maurus* (1808—1846), Maurermeister *Mathäus Obser* (1768—1829) und Schiffermeister *Ignaz Guldenfuß* (1744 bis 1826). Die *Guldenfuß* sind ein Staader Schiffergeschlecht; 1581 war ein *Hans Guldenfuß* dort drüben Bürgermeister.

„Schlicht“ ist auch das Kennzeichen des nächsten Grabsteins, der Frau *Anna Maria*

Wagner geborene Schneider von Stetten (1762—1826). Etwas fülliger der der Ahnen des bedeutenden Meersburger Tiermalers Robert Eberle, nämlich des *Joseph Eberle*, Amtsverwalter zu Bohlingen und Fabrikpfleger dahier, gestorben 1810, 74 Jahre alt und seiner Gemahlin Josepha geb. Pfitzerin, gest. 1815, 79 Jahre alt.

„Ruhig wandert der Gerechte / nach der Arbeit seiner Zeit / zu dem Lohn getreuer Knechte / in das Haus der Ewigkeit.“ So steht auf dem Denkstein des Altkronenwirts *Job. Georg Bleyer* aus Schnetzenhausen (bei Friedrichshafen). Er ist 1819 gestorben. Vielleicht ist er der Großvater jener Kronenwirtin gewesen, von der man in Meersburg immer noch erzählt, sie hätte so resolut sein können. Nun, das mußte sie wohl sein, wenn man weiß, daß in der Krone — ehemals neben dem Kugelwehrtor in der Unterstadt — vor allem Schiffsleute und Fischer einkehrten. „So kummert? Hocket äne! Nemmet Blatz! Was sagtr? Ebbes Warmes wännntse? Sell gits it! Do missetr scho ins „Schiff“ numm goh.“ —

Eine andere Nische vereinigt im Tode eine Anzahl eingewanderter Savoyer und ihre Verwandten. Schöne, edle Steine: Efeu und Mohn; eine Urne, das Kreuz des Glaubens, der Anker der Hoffnung. „Frau *Maria Anna Filser* geboren in Sigmaringen 1748, gestorben in Meersburg den 12. Nov. 1789. Und Frau *Josepha Waldvogel*, verheiratete *Faber*, geb. zu Meersburg den 13. 3. 1768, gestorben den 21. März 1817. Jede wurde fünf dankbaren Kindern und letztere ihrem trauernden Ehegatten, dem Stadtrat und Handelsherrn Carl Faber zu früh entrissen. — „Auch ihr habt jetzt Traurigkeit, aber ich werde Euch wiedersehen, und Euer Herz wird sich freuen und Eure Freude wird niemand von Euch nehmen. Joh. 16, 22.“

Der zweite Stein der Savoyer. „Frommer Wanderer, hier stehst du auf der Grabstätte,

worin ihre selige Ruhe genießen Frau *M. Francisca Salié* geb. Filser von Sigmaringen, Handelsfrau von Constanz, im 63. Jahr ihres Alters den 7. August 1793 hierselbst verblieben, eine gute Mutter und Gattin. Herr *Leopold Favre* (später wie oben Faber geschrieben!) von hier, den 19. Oktober 1793 im 30. Jahr seines Alters verstorben, ein Jüngling von der besten Anlage, unverdorben und rechtschaffen. — Herr *Caspar Arnaud* von Tigne in Savoyen gebürtig, Associe der hiesigen Faberschen Handelskompagnie, im 61. Jahr seines Lebens gestorben den 3. Juni 1794. Unverehelicht, fromm, redlich und der Freund seines Nächsten. In einem Raum von elf Monden entriß die Hand des Schöpfers sie aus den Armen ihrer Verwandten. Fühle dies Los, Vorübergehender und bethe.“ (Also vier Verwandte, jung und alt, in ganz kurzer Zeit nacheinander verstorben und deshalb auf einem Grabstein festgehalten. — Das Fabersche Handelshaus hat nach Aufhebung des Dominikanerinnenklosters deren Gebäude [heute Mädchenschule genannt] gekauft, darin eine Bierbrauerei eingerichtet, hatte aber damit kein Glück; der Name Faber, wie auch Salié oder Arnaud ist hier ausgestorben.)

Die folgenden Nischen bergen die (schönsten klassizistischen!) Grabsteine ehemaliger fürstbischöflicher und badischer Räte. „An Worten arm spricht es der Stein nur nach / was Land und Stadt und was sein Haushalt sprach / Des Landes weiser Rat, der Stadt ein treuer Freund / des Hauses bester Vater war in ihm vereint.“ So zu lesen auf dem Grabstein (Bild 2) des „Hochwohlgeborenen *Franz Nepomuk August von Gschwender*, Großherzogl. Bad. Geheimrat und Vizepräsidenten des im Oberen Fürstentum ehevorigen Hofratscollegii und ehemals fürstbisch. Hofrats und Obervogts dahier.“ (1745—1822). (Sein Wappen ein „redendes“: Mann mit Pfeil.)

Vom Hochfürstlich Konstanzischen Secretarius *Joseph Zepf* (1718—1789) meldet die Inschrift: „Er hat gearbeitet und gekämpft / Er ist entschlafen und ruhet / Er wachet auf und lebt: In dem Herrn / Der Bürger, der Ehgatt, der Vater: Ist dahin / Was bleibt über und stirbt nicht? Der Christ.“

Von *Franziska de Blaicher* geborenen Schorpp (gest. 1788) und ihrem Gemahl, dem Geheimrat Joh. Casimir, „Patricius Ravensburgensis“ spricht ein anderer Stein; er rühmt von ihm, daß er fünf Konstanzer Bischöfen treu gedient habe. (Geboren 26. Juni 1707.)

Von Hofrat *Rolle* heißt es: „Er trat von dem Schauplatz des Kampfes in einem Alter von 83 Jahren für seine Diensttreue und strenge Rechtlichkeit den Lauf der Belohnung an den 13. April 1828“. Auf dem Grabmal des Kammerrats und Zahlmeisters *Fr. Jos. Mayer* (1709—1792) ist vermeldet: „Er ehrte Gott, Religion und Priestertum / Dient dreyen Fürsten ein halbes Säculum / Politik war seine Sache nicht / Geradehin war er mit jedermann / Nach deutschem Biedersinn / Sein Asche ruhe hier in grünen Auen / Sanft, bis sie, von Gottes Geist belebt / Sich aus der Gruft empor erhebt / Zu höhern Auen strebt“. Von Geheimrat *Fr. Christoph Rorschach* rühmt die Inschrift: „Erat doctus, justus / acqulibet amicus“, zu deutsch: Er war gelehrt und gerecht, auch eines jeglichen Freund.

Wohlerhalten ist auch der schöne Grabstein des Hofapothekers *Johann Christoph Kolb* (1749—1813). Sein Wappen ein Mann mit Keule, Kolben. (Dazu das Bild seiner Apotheke und „Ein Stellenangebot von 1805“ und Rezepte aus seiner Hand in diesem Heft.) „Dieses Denkmal innigster Liebe setzen ihm seine Gattin und Tochter. Sie beweinen in größtem Schmerz seinen Tod. Doch deckt dies Grab nur seine Hülle / Den Lohn als Gatte, Vater, Christ / genießt sein Geist in größter Fülle / dort, wo der

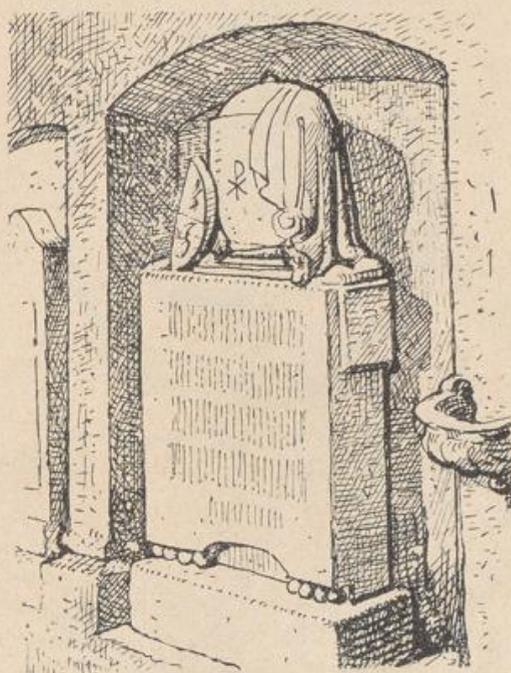


Bild 2. Grabmal Hofrat v. Gschwender (1745-1822)

Guten Heimat ist / Wiedersehen werden wir uns / und nie das letztemal sehen“. Sein Verwandter war der berühmte Archivar und Geschichtsschreiber Joh. Baptist Kolb, geb. in Meersburg am 24. Oktober 1774, gestorben 1816, der Verfasser des dreibändigen „Historisch-topographisch-statistischen Lexikons von dem Großherzogtum Baden“.

Die Inschrift auf einem der folgenden edlen Steine — edel nach Form und Aussage — ist kaum noch zu entziffern. „Dem besten Vater weihen dies Denkmal kindlicher Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit“ die Kinder des Geheimrats *Jakob Benignus Baur von Heppenstein* geb. 1704 zu Holfeld in Franken. Das „Rote Haus“ am Schloßplatz in Meersburg war seine Wohnung und trägt ebenfalls sein Wappen. Übrigens war es auch ein Baur von Heppenstein, der am 19. Mai 1806 die Erbhuldigung der Stadt Konstanz an das badische Fürstenhaus entgegenzunehmen hatte.



Bild 3. Grabstein Josepha Waldmann
(1764—1818) Sinnbilder der Ewigkeit
und Auferstehung

Stadtwärts ist in der Mauer vor einigen Jahren eine Tafel eingelassen worden, das Andenken an Oberschulrat *G. J. Pflüger* (geb. 1818 zu Schopfheim, gest. zu Meersburg 1868 als Direktor der Taubstummenanstalt). Pforzheim, wo er 13 Jahre die Höhere Töchterschule leitete, hat eine Straße nach ihm benannt. Neben einer Geschichte dieser Stadt verfaßte er auch viele Methodikbücher und 1867 das Lesebuch für die badischen Volksschulen.

Die zwei letzten Grabsteine der westlichen Friedhofmauer, einander sehr ähnlich in ihren edlen Proportionen, vereinigen im Tode einen Vater und dessen Tochter. „Sanft ruhe in Gott seine Seele“, so ist zu lesen unter der Inschrift des Vaters. Es ist Freiherr *Franz Xaver von Würz a Rudenz* (1733—1808) ehemals Obervogt zu Arbon und Güttingen und Landgrafschafts-Hauptmann vom Thurgau. Seiner Tochter, der „Wohlgeborenen Frau Hof- und Medizinalrätin *Josepha Waldmann* geborenen Freyin von Würz a Rudenz (1764—1818), der liebevollen Gattin und zärtlichen Mutter“ widmet dieses Denkmal deren Gemahl, der Großh. Bad. Med.-Rat und Amtsphysikus *Joh. Casp. Frid. Waldmann* (1759—1832),

dessen Denkmal der Satz schmückt „*Medicina corporis — animi puritas*“ (Die Reinheit der Seele ist des Körpers Medizin). Auf dem Grabstein seiner Gemahlin aber stehen die Worte „Tod ist nicht Tod — nur Veredlung des Menschen“ (Bild 3).

„Sterblicher gedenke wie mein Urtheil — es wird auch das deine sein. Sir. 38, 23.“ So spricht der letzte der klassizistischen Grabsteine der Reihe zu uns, nämlich der des Bürgermeisters *Markus Ehemann* (1733 bis 1809).

Nun folgen, angelehnt an die nordwärts gerichtete Friedhofmauer, die bescheidenen viereckigen Grabplatten der Klosterfrauen vom hl. Kreuz, der Schulbrüder, die zeitweise im Seminar lehrten, und der Krankenschwestern, die noch heute im Krankenhaus dem Nächsten dienen. „Schon früh sank diese reine Blüthe / an Jahren jung, doch alt an Tugendglanz / Der Himmel sah die Engelgüte / und wand ihr der Vollendung Kranz.“ So zu lesen auf der Grabplatte der *Maria Crescentia Verena de Pay*, die 1802, erst 34jährig, als Klosterfrau gestorben ist. Sie war „die Tochter des Stadtwirts zu Riedlingen a. d. D.“. Ihr hiesiges Kloster vom hl. Kreuz ist 1806 aufgehoben worden.

Jenseits der nördlichen Eingangspforte gegen die Friedhofkapelle hin beginnen die Priestergräber. Lediglich das Grabmal des Seminardirektors *Merz* (1824—1881) wahrte noch monumentale Haltung; fast alle anderen — von 1840 an etwa — versuchen sich in anderem Material (Roter Sandstein, Granit, Marmor, Syenit, Kunststein) und oft mit wenig Gefühl zusammengestellten Schmuckelementen und Stilformen (Neugotik). Doch kann die wirklich bedeutende Inschrift auf dem Grabstein des daneben ruhenden Seminardirektors *Phil. Jak. Nabholz* (1772—1842) — er war noch Pestalozzi-Schüler! — darüber hinwegtrösten. Diese von Wessenberg verfaßte Inschrift lautet: „Der Sämann starb / Doch wird die Saat

nicht sterben / Seid ihr, o Schüler / Seines Geistes Erben.“ Eine ähnliche einprägsame Inschrift hat der Philosoph und Sprachkritiker *Fritz Mauthner* (1849—1923) erhalten, wenn sie auch aus einer ganz anderen Geisteshaltung entstanden ist. Sie lautet: „Vom Menschsein erlöst.“ Lebensbejahend aber ist die der *Gustel Hofmann* (1874—1935) „Vergeßt die hungernden Vögelein nicht!“

„In der Blüte des Lebens als ein Opfer am Krankenbett“ zeichnet den bescheidenen Grabstein eines jungen Geistlichen aus, des 1800 verstorbenen Kaplans *Konrad Roßknecht* aus Pfullendorf.

Aber noch bescheidener, ja nur ein Rumpf-Grabstein, ist der des Kaplans und Pflegers der Sankt Sebastians-Bruderschaft *Franz Jos. Maldoner* (1743—1801). Zwei andere Grabsteine dieses einst angesehenen Meersburger Geschlechts befinden sich noch in einer der Nischen der westlichen Friedhofmauer. Über die Maldoner berichtet ein familienkundlicher Aufsatz in *Bad. Heimat* 1958, 2, S. 190, von Hubert Malthaner (Maldoner ehem!) München: — Doch zurück zu unserm „Rumpf“ eines Grabsteines! Offenbar reichte das Geld nicht für einen einigermaßen würdigen Grabstein unseres Kaplans Maldoner. Da erinnerte sich der Pfarrgeistliche: Auf dem Speicher des Pfarrhauses liegt seit Jahr und Tag ein Ding aus Ton, das einem Grabstein doch sehr ähnlich sieht. Könnte man nicht dieses oben auf Maldoners Grabstein aufpflanzen, daß das Ganze doch ein Gesicht kriegt? Es wurde gemacht. — Nach Jahr und Tag wiederum entdeckte der jüngst in Heidelberg verstorbene Prof. Rudolf Weitzel vom damaligen Lehrerseminar, daß dieser tönerner Abschluß des Maldoner-Grabsteines das Originalmodell des Bildhauers *Christian Wenzinger* (1710 bis 1797) ist, das dieser im Auftrag der Söhne des Generals *von Rodt* (1670—1743) angefertigt hatte. Und zwar für das Denkmal

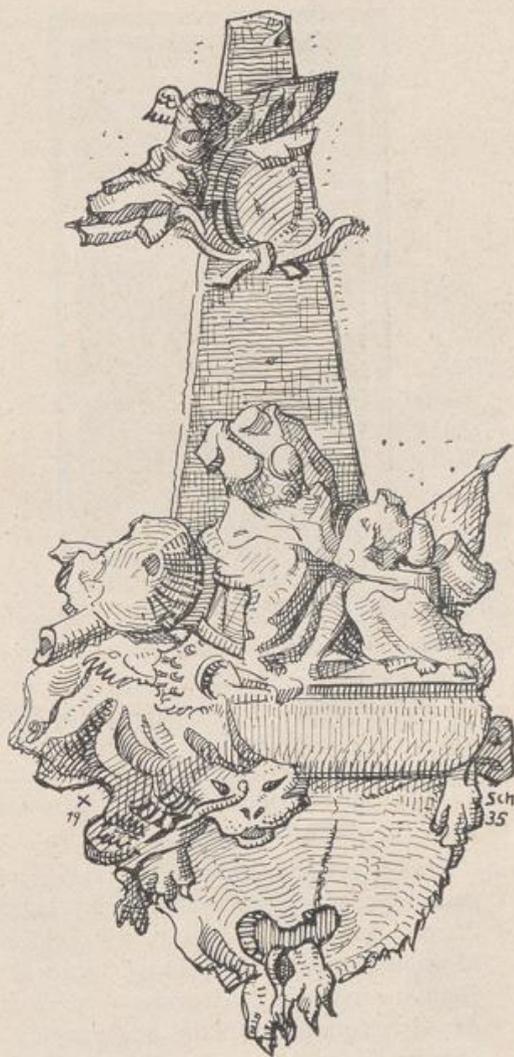


Bild 4. Vom Grabmal des Kaplans Maldoner. Modell von Chr. Wenzinger, heute im Stadtarchiv Meersburg

dieses Generals, das sich im Münster zu Freiburg befindet. Zwei klagende Frauengestalten, Kanonenrohre, Standarte und Trommel; der Tod ritzt mit abgeknicktem Pfeil die Grabinschrift in ein Löwenfell — — — wirklich gar nicht passend als Schlußstein über dem Leben eines friedfertigen Kaplans zu Meersburg (Bild 4). — Zur Erklärung, wieso das Tonmodell — heute



Bild 5. Vom Grabmal Franz Anton Mesmer

im Rathaus-Archiv in Meersburg aufbewahrt — ins Pfarrhaus kommt: Das Rodtsche Palais in Meersburg, 1700 erbaut von Marquard von Rodt, war zeitweise kath. Pfarrhaus, heute Städt. Sparkasse.

Ein eigenartiges Grabmal hat der „Wunderdoktor vom Bodensee“, *Franz Anton Mesmer* (geb. 1734 in Iznang, gest. 1815 in Meersburg) gefunden. Bildhauer Sporer aus Konstanz hat es im Auftrag der Gesellschaft der Naturforscher zu Berlin im Jahre 1830 erstellt: Einen grauweißen Marmorblock, dreikantig und auf 3 Stufen wie ein Opferisch erhöht; oben unter Glas die Magnetenadel, wie die kreisenden Planeten auf die Zauberkraft des Mesmerismus hindeutend. (Seine Dissertation „De Planetarum Influxu“.) Das strahlende Auge Gottes und brennende Fackel (Bild 5) vervollständigen dieses seltsame Grabmonument. „Da ich im Leben kein Amt oder Titel geführt habe, so verlange ich, wie jeder gemeine Mann beerdigt zu werden.“ So schreibt der Weise in seinem Testament. Die Grabrede hat sein

junger Freund, der Seminarist des Priesterseminars Feßler gehalten; Zeitgenossen schildern sie als „merkwürdig und rührend zugleich“. Der „Schwäbische Landbote“, herausgegeben von der Herderschen Hofbuchhandlung in Meersburg, hatte einige Jahre zuvor über Mesmer als „unsern berühmten Landsmann in Paris“ berichtet. — In der Mitte des Meersburger Friedhofs, wo der Japanische Götterbaum (*Ailanthus glandulosa*) sein mächtiges Haupt wiegt, hat dieser merkwürdige Mann seine letzte Ruhestätte gefunden.

„Von ainem Maister grozen / Ist uns vil gesait / Der in sin Herz beslozen / groze chundichkeit“. So beginnt die Inschrift auf der Gruft des Freiherrn *Joseph von Laßberg* (1770—1855) und endet: „Was helfet mir min leide chlagen / Der triwe man ist tot / Was er begin in sinen tagen / Genedig si im Got.“

Neben seiner Gruftkapelle, die mit einer Madonna geschmückt ist, sind seine Zwillingstöchter Hildegard und Hildegund begraben. Und nahebei das bedeutendste aller Gräber unseres Friedhofs, das der Dichterin *Annette von Droste-Hülshoff* (1797—1848). Die Freiherrnkron, ihr Wappen: der fliegende Fisch, ihre Lebensdaten und der schlichte Satz „Ehre dem Herrn“ bezeichnen die Stelle, wo Deutschlands größte Dichterin bestattet ist, „Gottes hart geprüftes Kind“.

Über dieses Grab hat Laßberg am 4. Juli 1848 an Jakob Grimm geschrieben:

„Die Stadtgemeinde hat uns auf ihrem Friedhof ein stilles, heimliches Plätzchen eingeräumt. Da haben wir sie hingelegt, und auf den Herbst will ich eine Linde dahinpflanzen, damit sie in ihrem Grabe, wie Walter von der Vogelweide, aus dem grünen Laub die gefiederten Sänger noch vernehmen kann. Da wollen auch wir nacheinander bei der geliebten Schwester liegen.“

Und so liegen sie nun alle draußen bei Annette: Laßberg, der Altertümler, der „mit den Nibelungen zu Tische saß und mit ihnen wieder aufstand“; die Zwillinge, die Freundin Hassenpflug — nur Jenny, die Schwester der Annette, fehlt; sie hat in der westfälischen Heimat ihre letzte Ruhestätte gefunden (Bild 6).

Von den Gräbern der stadtwärtsgerichteten Ecke des Friedhofs müssen noch drei Gräber ehrenvolle Erwähnung finden. Einmal das des hervorragenden Bürgermeisters *Dr. Karl Moll* (1884—1936). Sein Leben ist im *Ekkhart-Jahrbuch* 1957 ausführlich dargestellt worden.

Unweit von ihm ruht der etwas ältere Hagnauer Bürgersohn, Sanitätsrat *Dr. Fritz Zimmermann* (1873—1959) in der kühlen Erde. Hagnau, Meersburg und Immenstaad haben ihn zum Ehrenbürger ernannt. Sein „Dorfpsalm“, an anderer Stelle dieses Heftes zu finden, rundet das Bild dieses ungewöhnlich begabten Arztes, Heimat- und Menschenfreundes ab.

An einen anderen Außerordentlichen erinnert ein schlichter Vierkanter unter der mächtigen Trauerweide. Nämlich an *Karl Schoy* (1877—1925), geboren in Bittelschieß (Kreis Sigmaringen), Schüler des hiesigen Lehrerseminars, sodann Studium in München und Heidelberg, Dr.-Ing. und Dr. phil. nat., Arabist, Mathematiker, Astronom, Dozent an der Universität Frankfurt a. M. Fürwahr ein außergewöhnlicher Lebensgang eines kleinen Lehrerseminaristen!

Von den vielen Namen, die hier auf dem weitschauenden Gottesacker von der Vergänglichkeit alles Irdischen zu uns sprechen, konnten nur wenige angeführt werden. Manche Inschrift ist im Laufe der Jahre unleserlich geworden.

„Jegliche Zierde gebricht und jedes deutende Zeichen / Dürftig breitet ein Baum schützende Arme umher.“ (Mörke)

Andere Namen jedoch, wenn ihre Träger auch längst dahingegangen, sind im Volks-

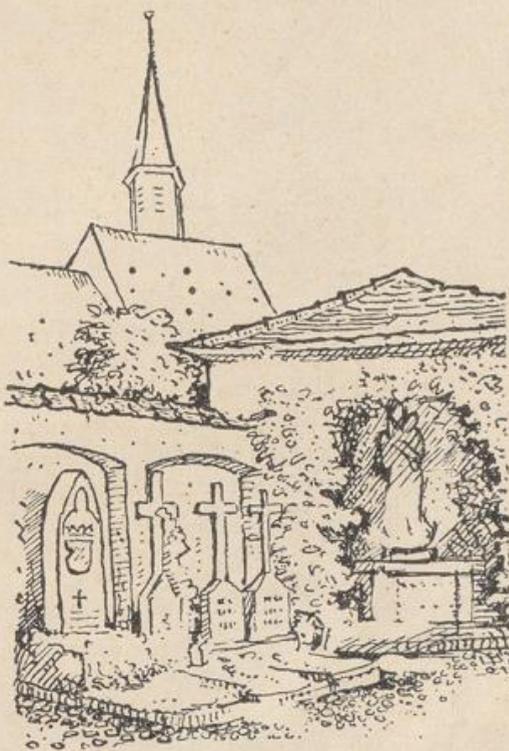


Bild 6. Drostegrab, Laßberggruft, seine Töchter Hildegard, Hildegund

mund noch geläufig. So die der Brüder *Eugen* und *Job. Georg Geiger*. Von den vielen, schmerzlichen Erinnerungstafeln an Gefallene oder Vermisste seien nur diese beiden erwähnt. Beide sind im Krieg 1870/71 umgekommen; der eine in einem Lazarett gestorben, der andere mit einem Lungenschuß in französische Hände gefallen. „Vom zweiten weiß man nicht, wo der verwundete Leib einen Ruheort fand.“ Das war 1871.

Ein tröstliches Wort möge den Gang durch den Meersburger Friedhof beschließen:

„Weht nächtlich seine Seraphsflügel
Der Friede übers Weltenreich,
So denkt nicht mehr an meinen Hügel,
Denn von den Sternen grüß ich euch.“

A. von Droste-Hülshoff

Wandmalereien im alten Konstanz

Von Alfons Beck, Konstanz

I.

*Die Wandgemälde chinesischer Art
(Chinoiserien, Kolonialstil)
im Haus zum „Weißen Pfauen“*

Um für ein Kaufhaus Platz zu schaffen, läßt die Stadt Konstanz zwei der schönsten mittelalterlichen Häuser in der Hussenstrasse, das Haus zum „Weißen Pfauen“, früher auch „Zum Weißen Ochsen“ genannt, wie auch das daran stoßende Zunfthaus der Rebleute, „Zum Weingarten“ abreißen (Bild 1—5). Beide Häuser beherbergen Wandbilder, das Zunfthaus ein mittelalterliches Turnier, das Haus zum „Weißen Pfauen“ zwei Darstellungen in der Art der Delfter Kacheln mit Szenen aus exotischer Ferne, sogenannte Chinoiserien. Das Haus war Sitz des österreichischen Stadtkommandanten und ist besonders luxuriös mit Stuckdecken ausgestattet, auch der breite, hochkünstlerische Treppenaufgang hat dieselben. Für den Heimat- und Kunstfreund ein großer Verlust, daß hier das Großkapital gesiegt hat über alle Bedenken der Bewahrer der Tradition und Freunde der Heimat.

1951 kamen die Wandbilder zum Vorschein, als man die darüberliegende Tapetendecke abnahm, um die Räume weiß zu streichen. Zwei aufgehende Flächen der Ofenecke von 1,7 und 1,5 m Breite bei einer Höhe von 3,3 m trugen die blaue Zeichnung. Mit meiner Frau zusammen fertigte ich gleich eine genaue Zeichnung an (Bild 6), die hier zum ersten Male veröffentlicht sei. In den zehn Jahren, die seitdem verflossen sind, hat sich der blaue Farbton der Zeichnung in ein stumpfes Grau verwandelt, auch viele Umrisse sind abgebröckelt und dadurch weniger deutlich. Dieser Wand schmuck entsprang gewiß der Laune des Stadtkommandanten, der Freude an exoti-

schen Motiven hatte. Die Stellen, wo der reichgegliederte Kachelofen stand, waren ausgespart und zeigten keine Malerei. Ofen und Bemalung sind anscheinend gleichzeitig und gehören, wie das Schnörkel- und Muschelwerk der Bildeinfassung ausweist, dem Rokoko-Stil an, d. h. dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Die Ofenecke war fein abgestimmt zu der Stuckdecke des Saales; eine beseelte Kunst hatte hier in meisterhaftem Schwung die Schnörkel, Muscheln und Schneckenformen aufgetragen. Beide Wandseiten schmückt je eine Gruppe von zwei Figuren. Rechts lenkt ein Mann, wohl ein Pflanzer oder Plantagenbesitzer der Kolonialzeit, die Hauptaufmerksamkeit auf sich, mit flachem, chinesischem Hütchen oder Dreimaster, langer Joppe, unter der ein Band sichtbar wird, und Pumphosen. Nach unten gehen diese in weite Strumpfröhren über, die wie Landsknechtskleidung aufgeschlitzt sind und in Spitzen herunterhängen. In der linken Hand führt er einen Wanderstock, auf den er sich selbst lehnt, mit der rechten Hand unterstützt er seine eindringlichen Ermahnungen, die an eine weibliche Figur gerichtet sind. Als Zeichen der Ergebenheit legt diese überaus anmutige Erscheinung in wallendem Haar die Hand auf die Brust. Diese Frauengestalt hat gar nichts Exotisches an sich, sie ist eher das Abbild eines deutschen Gretchens. Auch an eine dunkelhaarige Mestizin oder ein Mädchen der Mayabevölkerung könnte man denken. Der Hintergrund der Szenerie ist mit schlankem Baumwerk (Lorbeer?) belebt, eine Palme entfaltet sich in der Mitte, und zierliche Schmetterlinge schwärmen in der Luft. Ein langes, schloßartiges Gebäude mit Kuppel ist nur noch in Spuren erkennbar. Davor zieht fast über die ganze Bildbreite ein langer Schuppen, auf dessen Dach wohl







2

